Im Walde.

Eine Erzählung

von

J. V. Huntington,
Verfasser von „Alban" und „Lady Alice".

Aus dem Englischen

von

W. E. Drugulin.

Zweiter Band.

Leipzig, 1854.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Erstes Kapitel.

Es war eine alte indianische Lichtung, wo schon lange vor der Zeit des weißen Mannes Mais im Winde gerauscht hatte und Kürbisse an der Sonne gereift waren. Auf der einen Seite verkündete ein rothes Stoppelfeld, auf welchem hier und da kleine rothbraune Schober standen, einen Buchweizenacker; auf einer andern zeigten geschwärzte Baumstümpfe und ein lehmiger Boden, daß das Feuer und die Axt vor kürzerer Zeit erst thätig gewesen waren. Das Ganze umgürtete ein Wald mit hohen Fichten, außer auf der einen Seite, wo ein schnell herabsteigendes und an manchen Stellen steiles Ufer an eine von den tiefsten Buchten des Racketsees führte, welche breit und blau und von einem Strande von silberweißem Sande eingefaßt, den Wald auf meilenweit durchbrachen und auf der Seite des Sees von zwei hohen, mit dunkeln Fichten gekrönten Vorgebirgen begrenzt wurden. Auf

einem der höchsten von diesen hielten ein paar Adler Wache über den See. In dem Momente der frühesten Morgendämmerung, wo Alban auf die sandige Bucht hinabstieg, kam ein Flug wilder Enten aus einem Röhricht, welches ihnen die Nacht über Schutz verliehen hatte, den See herab. Das Wasser war, wie schon seine allgemeine Färbung verkündete, von kristallener Reinheit, und trotz der Kälte der Temperatur desselben schickte sich der abgehärtete Jüngling zu einem Morgenbade an.

Pierre ruderte bereits langsam die Bucht hinauf, indem er seine Angel auswarf. Die lange, dünne Ruthe von Eisenholz flirrte leicht wie Kork und biegsam wie Fischbein durch die Luft, die unsichtbare Schnur schwebte über die Wasserfläche dahin und fast bei jedem Wurfe kam ein Fisch herauf. Dann bog sich die schlanke Ruthe und die Schnur wurde schnell, aber vorsichtig herangezogen. In weniger als drei Minuten war ein schöner Bursche von zwei bis drei Pfunden hereingeholt — zuweilen sogar zwei auf ein Mal.

„Der Indianer hat eine merkwürdige Vorliebe für diese Art zu fischen," bemerkte Morrell, welcher damit beschäftigt war, eins von den Booten zu reinigen. „Ich würde mit einer steifen Stange, einer gehörigen Angelschnur und einem Stück Wildpret am Haken einen halben Scheffel Forellen fangen, während er so viel fängt, wie eben zum Frühstück hinreichen."

„Aber das ist eine feinere Manier, Morrell,“ sagte Alban, welcher bewunderungsvoll stehen geblieben war, um die Geschicklichkeit des Indianers zu sehen. „Der Fischfang gibt hier einen bessern Ertrag, als der auf dem Piseco.“

„Der Piseco ist so ziemlich verdorben.“

„Ich wollte, ich hätte meine Angel aus der Hütte mit herabgebracht,“ fuhr Alban, dessen Enthusiasmus erregt zu werden begann, fort.

„Soll ich hinlaufen und sie holen?“ fragte Courtney dienstfertig.

„Nein, ich fürchte, daß wir nicht Zeit genug dazu haben werden.“

„Schwimmen Sie zu dem Indianer hinaus und thun Sie ein paar Würfe mit der seinen,“ sagte Morrell.

Die Versuchung war stark, aber der Jüngling blickte nach der Uferwand über ihnen hinauf und widerstand ihr. Er begnügte sich mit einem schnellen Tauch- und Schwimmbade, kehrte nach dem Ufer zurück und kleidete sich wieder an.

Der braune Indianer mit seiner blauen Umhüllung ruderte ernsthaft in seinem sanft geschwungenen, dünnen Canoe vorüber, und bewegte die dunkle Ruthe und die unsichtbare Schnur auf das Graziöseste mit seinem muskulösen Arme. Eine große, silberweiße Forelle stieg auf, die Schnur flog hinweg, die Rolle schwirrte wie ein Fasan, die schlanke Ruthe bog sich

bald hierhin, bald dorthin. Jetzt zog er sie auf eine prächtige Weise heran, das schuppige Ungeheuer schoß wieder hinweg; es wurde von Neuem langsam, aber sicher, auf die Oberfläche gezogen und Pierre spießte es geschickt auf.

Während er sich schweigend seines Triumphes freute und sich anschickte, die Angel wieder auszuwerfen, bot sich plötzlich ein anderes und aufregenderes Schauspiel dar. Einer von den Adlern, deren Horst auf der Spitze der höchsten Tanne, welche das Vorgebirge krönte, erbaut war, hatte sich bereits seit mehreren Minuten über der Bucht gewiegt und sich bald in langsamen Kreisen geschwungen, bald wie der Blitz seinen Flug vorwärts gerichtet. Plötzlich ließ er sich wie ein Donnerkeil perpendikulär herabfallen, so daß sich seine ganze Gestalt unter dem Wasser vergrub, welches er mit seinen mächtigen Schwingen zu Schaum aufpeitschte, und dann erhob er sich langsam mit einer mächtigen Lachsforelle, einer ungeheuern und keineswegs passiven Beute, in den Klauen. Bald hob der König des Sees mit ungeheurer Anstrengung den Fisch in die Luft, bald schoß der von Furcht und Schrecken erfüllte Lachs durch sein eigenes Element und zog seinen unbarmherzigen Feind unter die Schaum und Blasen werfende Oberfläche. Sie waren abwechselnd erschöpft und siegreich; der Monarch der Tiefe und der der Luft kämpften abwechselnd im Wasser und in der Luft, und keiner konnte Sieger genannt werden. Die

in der Nähe Befindlichen stellten ihre Beschäftigungen ein, um diesen tödtlich entschlossenen Kampf zu beobachten; der Indianer hörte auf, seine Angel zu werfen, und die Führer vergaßen ihre Boote. Endlich ließ der Adler, erschöpft und an einem glücklichen Erfolge verzweifelnd, seine Beute wieder los und schwang sich langsam nach seinem Horste hinauf, während sich die blaue Oberfläche des Sees über seinem triumphirenden, aber nicht unbeschädigt davongekommenen Gegner, dessen blutende Seiten man selbst aus der Entfernung, worin sich die Zuschauer befanden, erkannt hatte, von Neuem schloß.

Atherton setzte seine Beschäftigung des Ankleidens, welche dieser aufregende Zwischenfall auf einige Momente unterbrochen hatte, wieder fort. Allerdings hatte er nichts weiter mehr zu thun gehabt, als die Weste, Cravatte und den Rock — jene poetischen Elemente der modernen Tracht — anzulegen, welche von den größten Helden des Lebens und der Romane getragen werden, und in die er sich mit einer so stolzen und ruhigen Würde hüllte, wie ein Ritter in seine Rüstung.

„Und welche Richtung werden wir heute einschlagen, Morrell?“ fragte er, wieder auf das wichtigere Geschäft, welches ihm oblag, kommend.

„Pierre weiß, glaube ich, den Weg; weder Courtney noch ich sind je in seinem Dorfe gewesen.“

„Und ich glaube, auch nie ein anderer weißer

Mann, es müßte denn einer von ihrer eignen Art aus Canada gewesen sein,“ sagte Duncan, der sich der Gruppe so eben angeschlossen hatte. „Ich meine, nicht mit ihrem Willen, denn der Patron und ich sind durch eine Art von besonderer Gunst dorthin gekommen, weil er unterwegs krank geworden war und wir auf eine von den indianischen Schaaren stießen.“

„Ich habe gehört,“ sagte Alban, „daß ein Theil der katholischen Indianer ungemein abgeneigt sei, Besucher von unserm Volke bei sich aufzunehmen. Sie werden wahrscheinlich keinen Rum bei sich zulassen wollen.“

„Das ist es,“ sagte Duncan trocken, „und keine neue Lehre.“

„Aber Sie sind, wie Sie sagen, im Dorfe Pierre's gewesen — wie weit ist es und welchen Weg haben wir einzuschlagen, um dorthin zu gelangen?“

„Sie müssen den See hinabgehen, bis Sie an den Racketfluß kommen,“ antwortete Duncan; „darauf tragen Sie die Boote etwa eine Meile weit um die Wasserfälle. Dann rudern Sie nach dem Crotchetsee, über den Sie setzen, und zwischen dem Crotchet- und Langensee haben Sie noch zwei Trageplätze.“

„Ei, das wird ja den ganzen Tag hinwegnehmen.“

„Ich denke, daß Sie es bis Mittag thun können, wenn Sie sich dazu halten, aber das ist erst der Anfang. Der Langesee ist, wie Sie wissen werden,

dreißig Meilen lang; aber Sie befahren nur ein Stück davon, und dann biegen Sie in einen Einfluß und müssen tüchtig gegen eine starke Strömung mitten durch die dicksten Wälder rudern, die ich jemals gesehen habe. Ich denke, daß Sie bis beinahe Sonnenuntergang brauchen werden."

„Wieder ein mühseliges, höchst mühseliges Tagewerk," sagte Atherton mit einem Blicke auf die Führer. „Ich hatte gehofft, daß wir dem Ziele unsrer Reise näher wären."

„Wenn Sie mehr Leute nehmen, so werden Sie es schneller thun," sagte Duncan.

„Auf welche Weise würde uns das helfen?" entgegnete Alban. „Zwei Ruder sind in diesen Nußschalen genug" — und er warf einen Blick auf die Canoes, deren Duncan zwei besaß.

„Sehr wahr, Mr. Atherton; aber an den Tragestellen werden Sie weniger Zeit verlieren, wenn Sie Leute genug haben, um die Sachen fortzuschaffen. Mit vier Männern und drei Canoes würden Sie glatt wie eine Pfeife um die Fälle gehen. Oder sie können sie auch alle nehmen und meine Frau mag mitgehen; sie ist im Stande zu rudern, wie eine Squaw, und trägt ausgezeichnet."

„Ich möchte eins von Ihren Canoes miethen oder kaufen," sagte Alban, der bereits Morrell's Ansicht über diesen Gegenstand eingeholt hatte; „aber ich fürchte, daß wir durch eine Vermehrung unsrer Kräfte

nicht viel gewinnen würden. Je weniger Leute wir in den Booten haben, desto weniger tief werden sie im Wasser gehen, Mr. Duncan."

„Ich habe keine Lust, eins von meinen Booten zu vermiethen, wenn ich nicht mitgehe."

Duncan hatte sich augenscheinlich entschlossen, der Gesellschaft beizutreten.

„Was denken Sie, Morrell?" fragte der junge Mann.

„Wir können nichts darüber sagen, Mr. Atherton. Drei Männer und zwei Boote werden an den Trageplätzen eben so gut auskommen, wie vier Männer mit dreien."

„Ja, aber in zwei Booten sind wir überfüllt, und an den Wasserfällen denke ich, wie Mr. Duncan, daß es wichtig ist, Leute genug zum Tragen des Gepäcks zu haben, denn ich wünsche für mich selbst nichts weiter zu tragen, als mein Gewehr."

„Und dann und wann eine junge Dame!" sagte Morrell.

„Ich hoffe, daß dies heute nicht nöthig sein wird," antwortete Alban mit Ernst; „aber es ist am besten, auf Alles gerüstet zu sein. Was meint Ihr, Pierre?"

Der Indianer war damit beschäftigt, die Forellen auszunehmen, wozu er für jede nur eines einzigen Messerschnitts bedurfte. Sein Gesicht ließ kein Interesse an der Diskussion blicken; aber Atherton wußte

recht gut, daß er der Einzige war, welcher eine Verstärkung ihrer Zahl übel aufnehmen konnte; und es schien, als ob er im vorliegenden Falle das Recht, Einwendungen zu erheben, haben würde, da Duncan sehr wahrscheinlich ein Nachbar war, mit welchem sein Stamm nicht gern verkehrte. Außer dem, was der Trapper selbst über sich gesagt hatte, erinnerte sich Alban noch, daß, ehe sie den Fasanensee verließen, Pierre ziemlich deutlich zu verstehen gegeben, daß noch eine Squaw (worunter er Jane verstand) nur lästig sein würde und daß sie weiter nichts bedürften, als noch einen Führer. Der Scharfsinn und Stolz des Indianers gestattete diesem aber nicht, über Alban's eigene Meinung Zweifel zu hegen oder sich einem Manne zu widersetzen, der, wie er bereits gefunden hatte, sicherlich das thun würde, was er sich vornahm, und er stimmte daher dem Anscheine nach der Ansicht des jungen Mannes bei, indem er sagte, daß mehr Canoes und mehr Führer den Weg für die Jungen und Schwachen erleichtern würde — eine entfernte Anspielung auf ihre schönen Reisegefährtinnen, welche ihm die indianische Etikette eingab.

Duncan bemächtigte sich der Forellen und eilte nach der Hütte hinauf, um das Frühstück zu beschleunigen.

Die Jungen und Schwachen, auf welche sich Pierre so zart bezogen hatte, waren sämmtlich bereit, ihre Reise fortzusetzen, als Alban ihnen einen guten

Morgen wünschte. Sie frühstückten, auf Stämmen sitzend, im Freien und Mrs. Duncan gab ihnen zum Essen mit ihren Forellen in der Asche gebratene Kartoffeln. Miß de Groot sprach mit Enthusiasmus von den wilden Naturschönheiten und dem Hüttenleben am Racket; aber Jane war, wenn auch dem Anscheine nach guten Muthes, doch über die Arbeiten entrüstet, welche Duncan von seiner jungen Frau verlangte, und machte sich unbarmherzig über den Enthusiasmus ihrer Freundin lustig. Die Poesie des Lebens verschwand nach Jane's Ansicht, sobald man sah, zu welchem Barbaren es den Trapper gemacht hatte.

„Können Sie es glauben, Alban, daß er sie einen Holzkloß wie diesen auf den Schultern aus jenem Walde dort holen läßt, während der faule Mensch umherschlendert und nichts thut! Können Sie glauben, daß ein Weib so etwas thut, oder daß ein Mann es zwingt, dies zu thun?"

„Er behandelt sie wie eine Squaw, wie er sie auch nennt," bemerkte Alban mit Abscheu.

„Aber nicht jeder Hinterwäldler ist so brutal selbstsüchtig," sagte Miß de Groot.

„O Sie hätten nur hören sollen, welchen schönen Kontrast Mary und ich heute früh zwischen unserm Wirth und Ihnen gefunden haben!" bemerkte Jane.

„Still," sagte Mary erröthend, „verziehen Sie ihn nicht."

„Ich befinde mich wirklich in Gefahr, verzogen zu werden," sagte Alban.

„Sie hätten nur hören sollen, wie Miß de Groot sagte, daß Sie ein Fürst der Kavaliere seien," fuhr Jane fort.

„Das habe ich nie gesagt!" rief Mary mit Nachdruck.

„Allerdings haben Sie das. Wie können Sie nur so leugnen!" rief Jane lachend.

„Ich habe blos gesagt, daß sich Mr. Alban bedeutend zu seinem Vortheil verändert habe, so lange ich ihn kenne, aber nicht, daß er schon etwas Vollkommenes sei," antwortete Miß de Groot. „Wenigstens war es das, was ich sagen wollte."

„Sie wissen am besten, was Sie sagen wollten," sprach Jane weiter. „Ich kann nur berichten, was Sie gesagt haben."

„Ich habe nicht mehr als meine Pflicht gethan," sagte Atherton.

„Die Hälfte der Schönheit einer edeln That besteht darin, daß man sich ihrer unbewußt ist," sagte Mary.

„Und sie denken also, daß ich mir —"

„Meiner edeln Thaten zu sehr bewußt sei," schloß Jane von Neuem lachend den Satz für ihn.

„Sie scheinen Beide heute Morgen geneigt, sich auf meine Kosten lustig zu machen," sagte Alban, bis an die Schläfe erröthend, jedoch nicht mißlaunig.

„Ich ganz gewiß nicht!“ rief Miß de Groot mit Wärme. Sie blickte zaudernd auf Jane.

„Ich bitte Sie, gerade herauszusprechen,“ sagte Jane mit vollkommen ungezwungener und herausfordernder Miene. „Lache ich Alban aus?“

„Ich weiß nicht, wen Sie auslachen,“ sagte ihre Freundin; „aber ich lache über keinen Menschen, und am allerwenigsten über Sie, Mr. Alban,“ fügte sie, sich aufrichtig zu ihm wendend, hinzu, „denn ich verdanke Ihnen sehr viel.“

„Habe ich es nicht gesagt?“ rief Jane mit der frühern boshaften Miene, „Mary will sich einbilden, daß es eine Heldenthat gewesen sei, die ihr ewige Verpflichtungen auferlegt, daß Sie sie gestern Abend in das Boot gezogen haben.“

„Es ist die Art eines edeln Geistes, empfangene Wohlthaten zu überschätzen,“ sagte Alban sentenziös.

„Und sie zu hoch zu bezahlen,“ sagte Jane.

„Welch ein unabhängiges Leben Sie hier führen, Mr. Duncan!“ rief Mary plötzlich. „Mrs. Duncan hat mir gesagt, daß Sie selbst Ihr Korn und Ihre Gemüse ziehen — Mais, Buchweizen und Kartoffeln, Mr. Alban — während Sie, um Fisch und Fleisch zu erlangen, wenn Sie dessen bedürfen, den Wald und See voller Delikatessen haben. Sie bedürfen nur der Kleider.“

„Es ist doch nicht ganz ein Paradies,“ sagte Jane bei Seite.

„Ich trage die Felle des Wildes, welches ich tödte," antwortete Duncan.

„Wie Adam nach dem Sündenfalle!" rief Jane im gleichen Tone.

„Die Garderobe der Mrs. Duncan ist zwar einfach," fuhr Mary lächelnd fort; „aber sie kommt vermuthlich von Albany oder Saratoga."

„Mrs. Duncan will nicht ganz mit Eva wetteifern," flüsterte Jane bitter, aber doch lächelnd, Alban zu. „Die arme Sklavin muß Kleidung haben, wenn sie auch noch so geringfügig ist."

„Meine liebe Jane, was ist Ihnen heute nur?"

„Nun sehen Sie lieber Alban," entgegnete sie mit einem zärtlichen und zugleich heitern Ausdrucke, welcher sie unaussprechlich einnehmend machte; „es ist das erste ungezwungene Gelächter, welches wir seit unsrer Abreise aus dem Hause Mr. Hart's, wo wir den armen George zurücklassen mußten, gehabt haben. Ich möchte mein Leben allerdings nicht in dieser wilden Waldlichtung zubringen, das gestehe ich offen, aber ich bin eben so gern wie Mary bereit, mit Ihnen in einer Hütte zu leben." Und sie lachte von Neuem.

Miß de Groot wurde bei diesen Worten feuerroth und Alban ebenfalls. Das Frühstück war aber zu Ende und so auch dieses merkwürdige Gespräch, in welchem die beiden jungen Damen Gefühle verrathen hatten, die für unsern Helden ein vollkommenes Räthsel waren. Sie schienen beinahe den Charakter ver-

tauscht zu haben, denn Mary war schüchtern, verlegen und schnell aus der Fassung gebracht, Jane dagegen bewies eine muntere Selbstständigkeit und einen witzigen, wenn auch nicht lieblosen Geist.

Atherton bemerkte, daß der Trapper nichts aus seiner Hütte mitnahm, als seine Büchse und seine Axt, Mrs. Duncan aber ein nettes Packet in einer Umhüllung von Rinde machte, welches dem Anscheine nach ihre ganze Garderobe enthielt.

Die kleine Flotte fuhr auf den See hinaus, der die Nacht vorher so schwarz gewesen und hohe Wellen warf, jetzt aber glatt und blau war. Sie kamen an einer mit Tannen bewachsenen Insel vorüber, wo auf dem Gipfel eines der höchsten Bäume alljährlich ein Fischadler aus Zweigen und Gras sein mächtiges Nest erbaute und der Insel ihren Namen verlieh. Eine Landspitze und Insel nach der andern wurde zurückgelassen und eine jede bot eine neue Perspektive von Wald und Wasser dar. In einer von den Buchten glaubte Courtney den Kopf eines Hirsches über dem Wasser zu sehen und die Büchsen waren sämmtlich schnell zum Dienste bereit, aber es zeigte sich, daß es nur ein Taucher gewesen war.

Als sie heran kamen, verschwand der große Vogel, um in weiter Ferne im See wieder heraufzukommen. Duncan schoß nach ihm — eine Grausamkeit, welche Alban mit ziemlich scharfen Worten tadelte, da das Fleisch dieses Vogels nutzlos ist.

„Es thut nichts,“ sagte der Trapper. „Mitunter hat einer von diesen Burschen in einem See, der im Vergleich zum Racket nicht größer als ein Mühlteich ist, meiner Büchse einen ganzen Tag auszuweichen gewußt.“

„Es ist eine faule Beschäftigung für einen Mann, den ganzen Tag über nach einem Taucher zu schießen,“ sagte Courtney zu Margarethen.

„Das sieht Iray Duncan ganz gleich,“ bemerkte Morrell gegen Jane.

Mit Ausnahme der großen Zahl von Trageplätzen und der bedeutenden Strecken, die sie in Folge davon durch den verwachsenen Wald zu Fuße durchwandern mußten, wurde dieser Tag nur durch Weniges ausgezeichnet. Mrs. Duncan nahm bei diesen Anlässen stets das Canoe ihres Mannes auf den Kopf und trug es zu Jane's unaussprechlichem Abscheu meilenweit auf den rauhesten Pfaden, als ob sich das ganz von selbst verstehe. Alban widmete der Miß de Groot größere Aufmerksamkeit, als an den vorhergehenden Tagen, und gab als Entschuldigung dafür ihren Unfall vom vorigen Abende an.

Sie benahm sich jetzt anders, als an den übrigen Tagen, wo sie stets seinen Arm abgelehnt oder Jane überlassen hatte. Sie ließ sich seinen Beistand mit der Art von Würde gefallen, welche eine halbe Kokefferie ist; eine neue stille Freundlichkeit machte ihr gegenseitiges Benehmen heute weicher; es schien, als ob der Knabe und das

Mädchen in ihnen wieder aufgelebt wären; der warme Instinkt, den ihre religiösen Gedanken und die intellektuelle Einsamkeit, zu welcher Beide seit einem Jahre verurtheilt gewesen waren, etwas unterdrückt hatten, keimte von Neuem auf; ihre Töne, ihre Worte, ihre Schritte und Geberden spiegelten sympathetisch den Geist der wilden frischen Natur ab, deren Moose sie zertraten, deren mächtige, graue Stämme sich über ihnen emporstreckten oder zu ihren Füßen liegend, ihnen einen schiefen, schlüpfrigen Pfad in steile Schluchten hinab oder durch dornige Dickichte gewährten, und deren ewig sickernde Gewässer den elastischen Boden durchdrangen und die Luft der sonnigsten Lichtungen feucht machten.

Es läßt sich nicht bezweifeln, daß das Ereigniß des vergangenen Abends mit diesen zarten Veränderungen viel zu thun hatte. Ihr Leben war nicht gerade durch eine einzelne Heldenthat von Alban gerettet worden; aber es war der allgemeine Eindruck davon zurückgeblieben, daß sie ihm sehr viel zu verdanken habe, und was noch mehr war, daß er Alles, was er für sie gethan, für nichts gerechnet.

Der mädchenhaftere Charakter — die bescheidene natürliche Empfänglichkeit, welche Mary auf diese Weise zeigte, verhinderten nicht, daß sie sich, wenn sie in Pierre's Canoe allein war, häufig einer gewissen Zerstreutheit und selbst Traurigkeit hingab. Alban mußte es bemerken und schrieb es dem Gedanken an

ihren Vater zu, den sie an jenem Abende zu sehen hoffte. Da der Indianer und Miß de Groot voraus waren und sie im Hintertheile des Bootes saß, war ihr Rücken unserm Helden zugekehrt; aber er redete sie zuweilen absichtlich an, um sie zu bewegen, sich umzuwenden, oder er suchte auch, wenn sie in eine Krümmung des Flusses gelangten, einen Blick auf ihr Profil zu erhaschen, und dieses schien ihm stets von Wehmuth beschattet zu sein. Sie hatte am Abende vorher ihren Hut verloren und trug nur ihren Shawl über dem Kopfe. Dann blickte er wieder nach seiner Cousine, die sich bei Morrell befand, zurück, betrachtete ihr Gesicht, welches mit den Rosen eines ewigen Juni der Sonne und ihrem Herbstscheine Trotz bot, während sie ihren dicken grünen Schleier ganz bei Seite zog und seinen Blick mit einem dankbaren Lächeln beantwortete, und er dachte über das Verhältniß zwischen dem menschlichen Antlitze und dem uns unsichtbaren Charakter der Seele nach. Die Vertheilung der Gesellschaft in den Canoes war heute weniger gesellig als früher, aber der Fluß war häufig so seicht, daß sehr viel darauf ankam, die Boote nicht tief im Wasser gehen zu lassen.

Sie erreichten den Langensee um die Mitte des Tages und hielten ihre Mittagsruhe auf einer schönen, mit einem Ahornbosquet bedeckten Insel, wo die im Sonnenscheine schimmernden Myriaden Blätter entweder vom tiefsten Purpur oder der glänzendsten golde-

nen Färbung waren. Zu ihren Füßen zog sich eine breite, meeresartige Wasserfläche hin, bunte, hügelige, waldbekleidete Ufer streckten sich in einer endlosen Perspektive aus, während in noch weiterer Ferne die herrlichen Umrisse des Adirondack sich in blauen Wellen und kahlen Berggipfeln hoben und senkten.

Hier schlummerten die Männer sämmtlich die ganze Zeit ihres Aufenthalts über, was ihnen nicht zu verdenken war, da sie schwere Anstrengungen überstanden hatten. Die abgehärtetete Mrs. Duncan und unsere Freundin Margarethe wanderten davon, um reife Nüsse zu suchen, denn die Bäume, welche sie trugen, waren unter den Ahorn gemischt. Atherton legte sich in einiger Entfernung von den beiden jungen Damen unter einen goldbelaubten Ahorn und schlief entweder oder that doch so. Mochte er aber nun wachen oder schlafen, so befand er sich doch außer Hörweite. Die jungen Damen waren nicht müde, sondern eher zum Plaudern geneigt, und sie sprachen, wie junge Damen, besonders wenn sie Rivalinnen sind, zuweilen zu thun pflegen, anfangs von jedem andern Gegenstande als dem, welcher in ihrem Herzen obenanstand.

Die Schönheit des Wetters, die herrliche Gegend, durch die sie gekommen waren, die Mühseligkeiten des Waldwegs, wenn es ein Weg genannt werden konnte, die Aussicht auf einen angenehmen Nachmittag und eine sichere Ankunft in dem indianischen Dorfe wurden der Reihe nach besprochen. Jane berührte diese Ge-

genstände auf eine leichte, heitere Weise, aber Mary's Ton und der Ausdruck ihres Gesichts verkündeten die trübe Richtung ihrer Gedanken, welche wir bereits erwähnt haben. Sie war bereit genug zum Reden, aber es schien nur deshalb zu geschehen, um ihren Trübsinn zu verscheuchen. Es war, als ob sie von einer gewissen Ruhelosigkeit, die von ihrem gewöhnlichen Benehmen weit abwich, erfüllt sei.

„Sie sind heute nicht ganz bei Laune," sagte Jane endlich sehr freundlich, als Mary ihr wieder einmal recht in's Blaue hinein geantwortet hatte; „Sie denken wohl daran, wie Sie Ihren Vater finden werden?"

„Das ist ein Theil von dem, was mich nervös macht — denn so werde ich es wohl nennen müssen."

„Es scheint Ihnen vielleicht wegen Ihres ungeduldigen Verlangens anzukommen, als ob das Ende der Reise nie erscheinen würde."

„Nicht gerade das. Ich habe an der Reise Genuß gefunden und fürchte ihr Ende, wie die Meisten das der Lebensreise. So lange wir unterwegs sind, finden wir für ihre Mühseligkeiten so viel Ersatz, daß sie uns theuer werden und wir nicht an die Freude und Ruhe der Heimath glauben können."

„Ich denke, daß es uns zuletzt stets leid thut, wenn eine Reise vorüber ist," sagte Jane.

„Besonders bei geselligen Reisen," sagte Mary;

„weil es ein Band trennt und wir nicht wissen, ob es je wieder angeknüpft werden wird.“

Hier gerieth das Gespräch in's Stocken, da es wenigstens an ein Terrain streifte, welches sie sich zu betreten scheuten. Jane lenkte es auf die Wirkung der Sonne und Luft auf ihren Teint.

„Wie braun Alban geworden ist!“ sagte sie.

„Eher verbrannt,“ entgegnete ihre Freundin. „Ein Teint wie der meine wird braun; der Ihre und der seine verbrennen.“

„Bin ich eben so verbraunt wie er?“

„O du lieber Gott, nein! Ihre Wangen sind nur ganz zart von der Sonne angehaucht. Es gibt Ihrem Haar nur eine glänzender goldene Färbung und Ihrem dunkelblauen Auge einen koketten Schimmer, wie einem Landmädchen. Mir gefällt es.“

„Das Gesicht des armen Alban ist ganz entzündet, außer da, wo es von seinem braunen Flaumbarte beschützt wird.“

„Das ist es; aber mir ist er so lieber.“

„Warum? Es ist doch sicherlich keine Schönheit!“

„Es ist mannhaft. Ich weiß noch die Zeit, wo seine Hände eben so weiß waren wie die Ihren; aber jetzt sind sie beinahe so dunkel wie die Mr. Morrell's.“

„Und das gefällt Ihnen ebenfalls besser?“

„Nun, es ist bei weitem männlicher — denken Sie nicht auch?“

„Das mag wohl sein, obgleich ich ihm gestern gesagt habe, daß er seine Handschuhe tragen sollte. Er antwortete, daß sie abgetragen wären; ich bot ihm an, sie auszubessern, vergaß dabei aber, daß ich weder Nadeln noch Faden habe."

„Margarethe hat Beides und es steht Ihnen zu Diensten," sagte Mary. „Sie werden wohl thun, die Handschuhe Ihres Cousins auszubessern; aber ich möchte ihm nicht rathen, sie jetzt zu tragen."

„Ich werde ihm sagen, daß Ihnen seine Hände so verbrannt, wie sie sind, besser gefallen."

„O, ich bitte Sie, es nicht zu thun; es geht mir nichts an, welche Farbe seine Hände haben," entgegnete Mary hastig. Alban's Cousine lächelte über diese Worte ihrer Freundin. Wenn ein Gedanke im Herzen ist, so wird er auf die eine oder andere Art herausgezogen, sobald man nicht große Vorsicht übt. Die Verstellungsgabe junger Damen in Bezug auf gewisse Gegenstände ist so vollkommen, wie es nur irgend etwas Menschliches sein kann; aber ihre Eifersucht überwindet dieselbe zuweilen doch.

„Ist es denn nach Ihrer Religion eine Sünde, eine Vorliebe für die weißen oder sonneverbrannten Hände eines jungen Mannes zu haben?" sagte Jane lachend.

„Das hängt von Umständen ab."

„Von welchen Umständen zum Beispiel?"

„Entschuldigen Sie mich," antwortete ihre Freun-

din. „Meine Regeln kommen Ihnen stets so kleinlich vor, daß ich Ihnen nur ein Aergerniß geben werde, wenn ich sie mittheile."

„Ist es nicht besser, das Herz am rechten Flecke zu haben und hochherzig und frei zu handeln, als von einer solchen Menge verschiedener Regeln gefesselt zu werden? — Ich muß gestehen, daß es mir so erscheint."

„Ich kann nicht hochherzig sein, außer wenn ich mich einer Regel unterwerfe; sonst bin ich für mein eignes Glück gleichgiltig — wie es mir erscheint. Der Gehorsam gegen die Regel erhält mein Herz auf dem rechten Wege und gewährt mir vollkommene Freiheit."

„Sie sind eine solche Theologin, Mary, daß ich sehe, daß ich mich mit Ihnen nie auf ein solches Terrain wagen darf. Sie schlagen mich sogleich auf's Haupt."

„Ich bin keine Theologin," antwortete Mary, ohne von dem Sarkasmus Notiz zu nehmen; „aber ich habe sehr viel über einige Dinge nachgedacht, welche mir ein Jeder als in meiner Religion unrecht entgegen hält. Es ist zum Beispiel eine Regel, die mich von tausenderlei kleinen Besorgnissen befreit und mich — so weit ich sie halten kann — in den Stand setzt, allen Sophistereien der Eigenliebe Trotz zu bieten, daß ich Andere in Allem, was nicht mein Seelenheil betrifft, mir selbst vorziehe."

„Das ist eine herrliche Regel," sagte Jane gerührt; „aber wer kann sie halten?"

„Sie und ich — durch Gottes Gnade! Ach, Jane, warum denken Sie nicht ernster über die katholische Religion nach. Ich habe es den ganzen Tag über zu sagen gewünscht, aber bis jetzt noch keine Gelegenheit dazu gefunden. Sehen Sie nicht, daß Ihr irdisches Glück davon abhängt? Sie lieben Ihren Cousin Alban — verzeihen Sie, daß ich das sage — und er wird nie eine Protestantin heirathen."

„Wenn ich ihn auch noch so sehr liebte," antwortete Jane mit Wärme, „so würde ich doch um seinetwillen nie meine Religion verändern, das verspreche ich Ihnen. Ist das Ihre Idee von christlichen Grundsätzen? — seine Religion zu verändern, um einen Mann zu erlangen? Wenn mich das Gewissen nicht daran verhinderte, so würde es mein weiblicher Stolz thun. Pfui, Mary!"

Jane wendete ihren Kopf ab, als wolle sie nichts weiter hören.

„Wie vorschnell Sie urtheilen!" sagte Mary ruhig, da sie gewohnt war, mißverstanden zu werden. „Ich habe nicht gemeint, daß Sie ohne Weiteres Katholikin werden sollen, weil Sie — wie ich denke, unglücklicher Weise — einen Katholiken lieben, sondern blos, daß Sie die Pflicht haben, unverzüglich eine ernsthafte Untersuchung der Religion zu beginnen, welche er aus Ueberzeugung angenommen hat und

schwerlich wieder aufgeben wird. Oder wenn Sie ein so großes Vorurtheil dagegen haben, daß Sie das nicht können, so scheint es mir, daß die christlichen Grundsätze und der weibliche Stolz, wovon Sie sprachen, Sie von dem Bemühen abhalten sollten seine Neigung zu fesseln — denn das heißt die Versucherin spielen!"

„Im Gegentheil," erwiederte Jane mit zunehmendem Unwillen. „Ich habe stets gehofft, daß Alban durch seine Neigung zu mir (die keineswegs etwas Neues ist) von diesen sonderbaren Ideen, die alle seine wahren Freunde eben so sehr beklagen wie ich, abgezogen werden wird."

„Das ist ein Plan, den ich längst durchschaut habe," sagte Mary, die jetzt ebenfalls aufgeregt wurde. „Ja, Jane, ich habe gesehen, daß Sie von einer Neigung getrieben, die Ihnen keine Unehre macht, alle sanften Zauberkünste der Frauen angewendet haben, um Alban's Glauben zu umstricken. Es ist gerade, als ob in den frühen Zeiten des Christenthums ein Heidenmädchen oder eine unbekehrte Jüdin ihre Reize angewendet hätte, um einen jungen Schüler des Christenthums zu verführen. Bei einem Sklaven der Sinne — einem armen Anbeter der Frauenschönheit, der in seinem Herzen bereits ein Götzendiener ist, könnte das wohl gelingen; aber nicht bei Einem, der trotz seiner Jugend bereits die große Kunst der Selbstbezwingung gelernt hat. Erlauben Sie mir, Ihnen

zu sagen, daß Alban seine Laufbahn als Katholik mit einem ruhmvollen Siege über eine sehr schlimme und ungewöhnliche Verwirrung seiner Sinne und Einbildungskraft begonnen hat. Ich habe bis ganz vor Kurzem nicht gewußt — nicht begreifen können — wie viel ihm das gekostet haben muß. Aber glauben Sie mir, daß Derjenige, dessen erster Schritt es war, seine Leidenschaften mit Füßen zu treten, indem er einer für einen jungen Mann von seinem Charakter weit blendenderen Geliebten und Braut entsagte, als es ein einfaches Mädchen wie Sie oder ich sein kann, nie damit enden wird, daß er um einer Cousine willen von seinen Grundsätzen abgeht."

Der erhabene Ton Mary's schüchterte Jane für den Augenblick ein, dann aber wallte ihr das Blut der Athertons in den Adern auf. Die Schranken der konventionellen Freundlichkeit, welche die Welt Wohlgezogenheit nennt, waren von einer einzigen rauhen Wahrheit durchbrochen worden und sie konnte ihre Bitterkeit nicht unterdrücken.

„Es wird Alban leicht sein, meinen geringen Reizen zu widerstehen, wenn er die Ihren damit vergleichen kann, die, wie ich gestehe, in jeder Hinsicht größer sind," sagte sie; „es bedarf keiner solchen Anstrengung der Tugend, um eine reiche Erbin einer armen Cousine vorzuziehen. Das kleine Erbtheil, von dem ich gehofft hatte, daß es seine ersten Schwierigkeiten auf dem Pfade seines Berufs hinwegräumen würde —

denn ich versichere Ihnen, daß ich nie zuerst an mich selbst gedacht habe — ist, wie ich weiß, zu geringfügig, als daß es mit Ihrem künftigen Vermögen in die Schranken treten könnte. Ich habe außerdem keine Kunst, als nur die, ihn zu lieben (wie ich es seit unserer Kinderzeit gethan habe) und meine Neigung zu verrathen. Sie lieben ihn ebenfalls, verbergen es aber stolz und weislich. Die Männer, besonders im Alter Alban's, schätzen das Herz, dessen Erringung ihnen Mühe kostet, höher, während sie dasjenige verachten, von dem sie denken, daß es bereits ihnen gehört. Leugnen Sie nur nicht, daß Sie ihn lieben. Ihn können Sie durch Ihre stolze Selbstbeherrschung täuschen, aber nicht ein Weib und eine Rivalin," schloß Jane leidenschaftlich.

„Seien Sie nicht böse auf mich, liebe Jane; bedenken Sie, daß ich um zwei Jahre jünger bin, als Sie. Kann ich Ihre Rivalin sein?"

„Sie sind mir an Selbstbeherrschung eben so sehr überlegen, wie in allem Andern," rief Jane, in Thränen ausbrechend; „aber es ist die kränkendste Anschuldigung, daß ich Alban's Sinne zu bestricken wünsche. Ich kann sie nicht ruhig ertragen; denken zu müssen, daß Sie, mit der ich als Freundin umgegangen bin, mir so etwas schuld geben — eine so erniedrigende Idee!" Und Jane verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

„Meine liebe Jane, Sie haben mich mißverstanden; als ich davon sprach, daß Sie Alban umgarn-

ten, habe ich damit keine unweiblichen Künste gemeint, sondern nur eine — bescheidene Freundlichkeit, wie ich sie selbst unbedenklich beweisen würde, wenn ich wirklich Ihre Rivalin wäre."

„Wir wollen uns nicht um meinen Cousin zanken," sagte Jane mit Würde.

„Gott behüte!"

Diesen Worten folgte ein drückendes Schweigen. Beide fühlten sich etwas gekränkt; besonders Jane zeigte die Miene einer Person, welche sich bewußt war, der beleidigte Theil zu sein. Sie blickte unverwandt nach dem blauen Gipfel des fernen Tahawus. Ihr zartes Profil konnte recht gut Groll ausdrücken. Mary war die Erste, welche sprach. Sie bat Jane um Verzeihung, daß sie ihre Gefühle verletzt habe.

„Es thut mir sehr leid," sprach sie. „Sagen Sie, daß Sie mir verzeihen, denn ich nehme jedes Wort zurück, welches Sie beleidigt hat."

Dagegen konnte Jane nicht aushalten. Die beiden Mädchen küßten einander und fühlten wohl eine aufrichtigere gegenseitige Freundschaft als vorher. Das Eis ihrer Rivalität war gebrochen. Es war für Jane eine Art von Genuß, ihre Gefühle aussprechen zu können.

„Es kränkt mich," sagte sie, „meine Eifersucht verrathen zu haben; aber denken Sie nicht, Mary, daß Sie auch etwas eifersüchtig waren?"

„Ich hatte Grund dazu, wenn ich, wie Sie sa-

gen, Ihren Cousin liebe; aber damit irren Sie sich. In dem, was ich sagte, lag menschliche und weibliche Schwäche genug, das gestehe ich, aber keine Eifersucht.“

„Sie sind stets die Herrin Ihres Geheimnisses,“ sagte Jane; „aber Sie dürfen meine Liebe zu Alban wirklich nicht tadeln (Mary hatte sie nicht getadelt). Sie ist mit mir groß gewachsen,“ fügte sie hinzu; „sie begann, als ich erst Dreizehn war. Wir wurden Beide beim gleichen Religionsbelebungsfeste und am gleichen Tage bekehrt.“

„Das glaube ich wohl,“ sagte Mary mit einem schönen Lächeln. „Haben Sie damals von Liebe gesprochen?“

„Niemals offen mit einander, wissen Sie. Wir würden uns geschämt haben; aber wir wurden stets mit einander geneckt und leugneten es Beide nie.“

„Das glaube ich gern,“ antwortete Mary mit einem theilnehmenden Lachen.

Es erschallte leise und silbern das Ufer entlang. Alban hörte es unter seinem Ahorn und erhob sich auf den einen Elbogen. Er sah nach seiner Uhr, stand sogleich auf und kam über das raschelnde goldene Laub, womit der Boden dick bestreut war, zu ihnen.

„Sie scheinen sich die Zeit munter zu vertreiben, meine Damen.“

„Jane hat mir von ihren Jugendtagen erzählt, Sir.“

„Hat sie Ihnen auch erzählt, daß ich stets glaubte, sie sei aus etwas Feinerem gemacht, als aus irdischem Staub, so daß ich überrascht war, daß sie sich herabließ, ihr Leben auf die gleiche Weise wie ich zu erhalten, und mich nicht gewundert haben würde, wenn sie eines schönen sonnigen Morgens ihre Flügel ausgespannt und diesen langweiligen Planeten verlassen hätte?“

„Etwas dergleichen habe ich schließen können,“ sagte Mary.

„O pfui!“ rief Jane.

„Nun, gestehe,“ sagte Alban mit einem Blicke auf die Letztere, welcher sie veranlaßte, sich abzuwenden, „gestehe, daß jetzt ungemein wenig vorhanden ist, was mir meine Knabenillusion rauben könnte.“

„Ich sollte meinen, daß es leicht sein würde, weiter zu träumen,“ sagte Miß de Groot.

„Eben so leicht, wie davon zu reden; aber jetzt ist es Zeit, unsere Reise fortzusetzen. Wir haben hier anderthalb Stunden ausgeruht.“

Und der junge Mann half seiner Cousine und der Miß de Groot mit einer Beiden fast gleich neuen ehrerbietigen Zärtlichkeit das Ufer hinab und in ihre Canoes, wenn aber ein Unterschied existirte, so war er, wie natürlich, gegen seine Cousine liebevoller und gegen ihre Freundin schüchterner.

Zweites Kapitel.

Gegen Sonnenuntergang erreichten unsere Reisenden, wie Duncan vorausgesagt hatte, das indianische Dorf. Die nicht zahlreichen, niedrigen, mit grauer Rinde gedeckten Hütten standen weit auseinander. Die Lichtung war von bedeutendem Umfange, in trockne, gelbe Maisfelder getheilt, zwischen denen purpurne Baumgruppen standen, und von den Krümmungen eines halb in Büschen verborgenen Flusses durchschnitten, welcher die Gluth des bis zum Zenith mit den glänzendsten Lämmerwölkchen angefüllten westlichen Himmels abspiegelten. Die langen, tief purpurnen Linien der Wolken und ihre federartigen hellrosafarbigen Enden lagen auf einer klaren, lichtvollen Tiefe von weichem Orange, Blaßgrün und Himmelblau.

Die Gesellschaft schritt bewundernd auf einem schmalen Pfade hin. Sie ging über eine Prairie, auf deren blumiger Fläche halb wilde Pferde weideten,

kam dann durch einen Hain von mächtigen Cedern und gelangte auf eine Art von Gemeindewiese, auf welcher unregelmäßig eine Anzahl von Hütten mit Blockwänden und Rindendächern, so wie einige ganz aus Rinde bestehende Wigwams gruppirt und mehr oder weniger von Obstbäumen und Hollunderhecken verhüllt waren. Einige gelbe Sonnenblumen wendeten ihre großen goldenen Gesichter gegen Westen und über die Rindendächer waren gelbe Maiskolben und Kürbisse verstreut. Eins von den Häusern war größer und höher als die Uebrigen; es bestand aus ihrer Rinde nicht entkleideten Baumstämmen und hatte einen hervorragenden Dachstuhl. Auf der Spitze des Giebels stand ein Kreuz, mit dessen grauen Armen sich die höchsten Zweige einer purpurblätterigen Rankenpflanze verschlungen hatten, die die eine Seite der Waldkirche überdeckte und auf ihrem Dache hingezogen war.

Pierre blieb an der hohen, offenen Thür dieses Gebäudes stehen und winkte ihnen Allen einzutreten. Sie hatten keine Wahl, denn er war der Einzige unter der Gesellschaft, welcher wußte, wo Mr. de Groot zu finden war. Es schien als ob sich die ganze Bewohnerschaft des Dorfes in der Kirche versammelt hätte. Die Männer waren auf der einen Seite und die Squaws auf der andern. Die Reisenden vertheilten sich schweigend je nach ihrem Geschlecht. Jane kniete neben Mary nieder, da ihr ihre Bescheidenheit

trotz gewisser Zweifel nicht gestattete, unter einer Menge von Andächtigen allein stehen zu bleiben.

Das Licht kam hauptsächlich zur Thür herein, obgleich sich in den Wänden dicht unter dem Dache auch noch kleine Fenster oder vielmehr Oeffnungen befanden, aber die hervorragenden Dachränder verdeckten das von dieser Seite zu erwartende Licht. Am andern Ende in einer Nische stand der Altar, auf dem bereits die großen Kerzen angezündet waren. Sie schienen von wirklichem Wachs zu sein, brannten mit einem eigenthümlichen Glanze und verbreiteten einen angenehmen Duft. Der Altar bestand, dem Anscheine nach, aus Cedernholz; auf der Vorderseite war er mit rother, reich mit Wampum gestickter Seide bekleidet. Seine einfache, aber fleckenlose Leinendecke hing rein und weiß an beiden Enden bis zu den Stufen herab.

Die große Anzahl von kleineren Kerzen von einem bläulich weißen Wachse auf hölzernen, graziös geschnitzten Leuchtern war sehr auffallend. Sie waren nicht nur auf dem hinteren Altare aufgestellt, sondern auch auf Armleuchtern an der Cederholzvertäfelung des Allerheiligsten, und so vertheilt, daß sie, wenn sie angezündet wurden, eine glänzende Erleuchtung hervorbringen mußten. Der Tabernakel war unverkennbar von Cedernholz, reich geschnitzt und sehr dunkel, wie vom Alter. Vor ihm brannte eine an einem Bastseile von der Decke herabhängende Lampe von indianischer Töpferwaare. Das geräumige Allerheiligste war von

einem leichten Geländer umschlossen und mit einer schönen Schilfmatte belegt.

Für die so eben aus dem rauhen Walde kommenden Reisenden war der weihevolle Anstand des Ganzen höchst eindruckerregend und erhebend.

Die braune Gemeinde betete schweigend, aber ein paar Minuten nach dem Eintreten der Reisenden öffnete sich eine Seitenthür und zwölf indianische Knaben in rothen Ueberwürfen und schneeweißen Chorhemden kamen zu Zweien und Zweien heraus, beugten regelmäßig die Kniee und stellten sich in Ordnung zu beiden Seiten auf. Zuletzt kam ein Priester in Chorhemd und Stola, das Barett auf dem Kopfe und ein Buch in der Hand. Sie knieten nieder; die ganze Gemeinde machte das Zeichen des Kreuzes und der Priester intonirte das Kyrie eleison. Die Kapelle hallte von der Litanei wieder. Es war ein sehr voller und lauter, aber sehr melodischer Chor. Die beiden Geschlechter antworteten einander, und die Stimmen der Frauen waren sehr lieblich.

Endlich las der Priester mit deutlicher Stimme eine Anzahl von französischen Gebeten, und während er dies that, nahmen vier von den indianischen Chorknaben langes Schilfrohr und zündeten alle übrigen Kerzen an. Das Allerheiligste schwamm in einem Lichtglanze, denn jeder von den kleineren Leuchtern hatte drei Arme. Dem Priester wurde die Copa auf die Schultern gelegt; unter dem Absingen des

O salutaris von allen Versammelten stand die große Monstranz von vergoldetem Silber unter den sternenartigen Lichtern auf dem Altare. Hierauf sangen die Männer und Weiber nicht nur das Tantum ergo, sondern auch in abwechselnden Versen das ganze Pange lingua. Bald war die Melodie eine wilde, tiefe — ein tiefer aber doch nicht rauher Baß — eine See von männlichen Stimmen — bald war sie hoch, dem Vogelzwitschern ähnlich, aber doch frei und lieblich — das Chor der Frauen —.

Unterdessen wurde vor dem Adorabile Weihrauch gebrannt; der weiße Schleier wurde über die steife, stattliche Copa auf die Schulter des Priesters gelegt und es trat eine tiefe Stille ein.

„Panem de coelo praestitisti eis,“ sang der Priester allein mit weithinschallender Stimme.

„Omne delectamentum in se habentem,“ antwortete die ganze braune Gemeinde, daß es klang wie Wasserfall in einem Walde.

Und jetzt bogen sich alle vor dem Leibe des Herrn in den Händen seines Dieners, während Jesus, der ewige Hohe Priester der Kirche ihnen von dem Throne Gottes zunickte. O gesegnetes Willkommen der Pilger!

Sobald das Benedicite vorüber war, stand Pierre auf und sprach durch Zeichen mit einem greisen und gebrechlich aussehenden Indianer mit langem, weißem Haar, welches wie eine Matte auf seine Schultern

herabhing. Nachdem er eine Antwort erhalten hatte, winkte er Alban und Miß de Groot ihm zu folgen.

„Soll ich auch mit kommen?“ flüsterte Jane, denn sie bemerkte, daß Pierre auf den Altar zuging.

„Natürlich,“ antwortete Mary, „Sie werden mich doch jetzt nicht verlassen?“

Die Gemeinde machte ihnen höflich Platz; der Indianer, Alban und Miß de Groot beugten das Knie vor dem Altar, und Jane, die zuletzt kam, schämte sich in dieser Gesellschaft, wo Alle glaubten und Aller Augen auf sie geheftet waren, nicht wie die Uebrigen zu thun, obgleich sie in ihrem Herzen fürchtete, daß es abgöttisch sei. Sie bemühte sich ein kleines Gebet zu dem Gotte zu sprechen, der im Himmel ist und dachte an Naeman, der sich im Hause Rimmons verneigte. Aber Mary sank von einem Gemische von Dankbarkeit und Furcht überwältigt an dem niedrigen Gitter auf beide Kniee, berührte die Stufen mit ihrer Stirn und küßte den Boden. So traten sie in eine mit Menschen angefüllte kleine Sakristei, wo die indianischen Knaben ihre Gewänder ablegten und Pierre den Pater Smith knieend um seinen Segen bat.

„Mein Vater, Sir,“ sagte Mary, ihre Hand ausstreckend, „wie geht es ihm?“

„Gott sei Dank, mein liebes Kind, wir hoffen, daß er sich etwas besser befindet, wenn er auch noch nicht ganz frei von Gefahr ist. Ihre Ankunft wird ihn hoffentlich neu beleben. Das ist Mr. Atherton,

wenn ich mich nicht sehr irre, wiewohl ich ihn kaum gekannt haben würde, wenn er nicht bei Ihnen gewesen wäre, meine Tochter; und es freut mich zu sehen, daß Sie Begleiterinnen Ihres eignen Geschlechts gehabt haben."

„Diese junge Dame," sagte Mary, „ist eine Verwandte Mr. Atherton's, die so freundlich gewesen ist, mich um des uns Beiden theuern Anstands willen zu begleiten."

„Möge es ihr Gott lohnen," sagte Pater Smith mit einer tiefen Verbeugung gegen Jane. „Ihr Vater befindet sich in unserm bescheidenen Presbyterium, wo ein Gemach, so gut wir es bieten können, für Ihre Freundin und Sie und natürlich auch unsere gute Margarethe ausfindig gemacht werden soll. Sie können jetzt hereinkommen und ich werde Ihren Vater auf Ihren Anblick vorbereiten. Sie werden ihn sehr verändert finden, Miß de Groot. Unser Weg führt durch diesen Garten."

Die Sakristeithür ging auf einen Gemüse- und Blumengarten von einiger Ausdehnung; er war regelmäßig mit Obstbäumen, Johannis- und Stachelbeerbüschen und einigen blühenden Sträuchern angepflanzt. Eine kleine Anzahl Herbstblumen stand noch in Blüthe. Jenseits desselben, am Ende eines grasbewachsenen Weges, stand ein langes einstöckiges Blockhaus mit sehr kleinen Glasfenstern. Es wurde theilweise von einer Reihe von Vogelbeerbäumen verhüllt, an welchen scharlachrothe Beeren hingen. Auf der entgegen-

gesetzten Seite, unter dem Schatten des Cedernwaldes, lag ein Begräbnißplatz mit einem Kreuze am Kopfende eines jeden Grabes; er war in dem trüben Lichte und der Entfernung aber kaum zu erkennen.

Sie schritten über den grasbewachsenen Kiesweg zu Zweien und Zweien hin, der Priester und Miß de Groot voraus.

„Ich bin sehr erfreut Sie hier zu finden, Pater Smith,“ sagte Mary mit strahlendem Gesichte. „Es war etwas so Unerwartetes.“

„Ich erwartete, als mich der Provinzial absendete, eben so wenig, diese alte Mission zu besuchen, als daß ich Ihren Vater hier zu finden und so bald das Vergnügen haben würde, Sie selbst zu bewillkommnen.“

„Gott hat Sie gesendet und nicht der Provinzial,“ sagte Mary, mit einem lieblichen und heiteren Lächeln

„Nun mein liebes Kind, das ist stets wahr,“ sagte Pater Smith lächelnd und mit seinem sehr ausländischen Accente.

„Aber welch ein Ueberfall für Ihr Haus es ist!“ rief Mary stehen bleibend.

„Sprechen Sie nicht davon,“ entgegnete der Missionär, indem er sich mit einer leichten, graziösen, aber ausländischen Geberde zu ihr umwendete. Das Haus gehört Ihnen, wie ich Ihrem Vater bereits gesagt habe!“

Und er lächelte von Neuem verbindlich.

Drittes Kapitel.

Ein indianisches Mädchen, dessen langes schwarzes Haar, mit rothen Blumen, den letzten des Herbstes, vollgesteckt, hinter ihren großen gutgeformten Ohren bis unter ihren Gürtel hinabhing, empfing sie an der Thür der Priesterwohnung. Sie hatte Ohrringe und ein ungeheures Halsbald von Wampum und Silberperlen, an dem ein mächtiges silbernes Kreuz befestigt war. Ihre Unterkleidung bestand aus einem Rocke von dunkelblauem Tuche, der bis ein Stück unter das Knie hinabreichte und schön mit farbigen Perlen gestickt war, und einer kurzen, weiten Tunika von scharlachrothem Callico, mit einem schmaleren Rande von derselben reichen Arbeit. Eine große Wolldecke von blauem Stoffe, das Anmuth verleihende Peplum der Alten, und gestickt wie der Rock, war über das Ganze geworfen und fiel in schönen Falten bis auf ihre Fersen. Ihre Kleidung wurde durch scharlachrothe Bein-

strümpfe und braune, mit bunten Perlen gestickte Mocassins vervollständigt.

Das Zimmer, worin sie sie empfing, war für eine Blockhütte von bedeutenden Dimensionen; es nahm die ganze Tiefe des Hauses ein und war bis an das Dach offen. Zwei kleine Fenster von einem einzigen Flügel erhellten es, und eine zweite Thür, der, durch welche sie eingetreten waren, gegenüber, führte in's Freie. Ein Tisch von dunklem Holze, ein mit Irden- und Blechgeschirr besetzter Anrichtetisch von Cedernholz, drei bis vier Flechtwerkstühle und eben so viele große Binsenmatten bildeten den Hausrath. An dem einen Ende ragte ein Kaminmantel von grobbehauenen Steinen tief in das Zimmer und unter ihm brannte ein gutes Feuer, welches bereits mehr Licht verbreitete, als von außen hereindrang. An beide Enden schien ein Zimmer zum Schlafen zu stoßen.

Dies war in der That die Einrichtung des Hauses und der Umfang der Bequemlichkeiten, welche es bieten konnte.

Das indianische Mädchen führte die jungen Damen und Margarethen in eines von den Seitenzimmern. Es war nicht so geräumig wie das Hauptgemach, von welchem es eine Blockwand trennte, welche einst unverkennbar die Außenwand des Hauses gewesen war; es hatte ebenfalls zwei Fenster, auf jeder Seite eins, und eine in's Freie führende Thür. Der Hausrath bestand aus etlichen Flechtwerkstühlen, einem

leichten, runden Tische unter einem kleinen Spiegel, und einer großen Matratze, die durch Schichten von Matten gebildet wurde und auf einer Bettstelle, die sie völlig verbarg, um etwa einen Fuß über den Boden erhöht war. Außerdem wurde noch durch eine dicke, über eine große Cedernkiste gelegte Matte ein Sitz gewährt. An der Wand über dem Bette war ein hölzernes Crucifix befestigt, auf welches sich Mary's Augen unverzüglich hefteten. Darunter stand auf einem einfachen Regale ein kleiner, blauer, irdener Krug und zu beiden Seiten hingen grobe ausgemalte Kupferstiche — das heilige Herz Jesu und das heilige Herz Mariä.

Die junge Squaw gab ihnen in einem von gebrochenem Französisch und Englisch gemischten Dialekte zu verstehen, daß dies ihr Schlafgemach sein werde.

Hierauf legte sie ihren Mantel bei Seite und ging, während die jungen Damen sich auf die Stühle warfen, schweigend daran, die Cedernkiste zu öffnen, aus welcher sie Bettwäsche nahm, die sie über die Matratze legte und womit sie ein langes Kopfkissen überzog. Eine prächtige weiße Wolldecke, die sie ihnen zuerst hinbrachte, um sie von ihnen bewundern zu lassen, wurde zunächst darauf gelegt, und endlich ein dünner bunter Callicoüberzug.

Jane konnte sich eines Ausdrucks des Entzückens über die Aussicht, wieder zwischen Betttüchern schlafen zu können, nicht erwehren; aber keine von Beiden konnte ein Lächeln verbergen, als der Waschapparat

zum Vorschein gebracht wurde — ein dunkelblaues Becken, welches etwa ein Quart Wasser halten konnte, und ein irdener Krug von gleichem Umfange, den die junge Indianerin mit einer Miene, welche sagte: „Seht, wie wir ebenfalls die Manieren des civilisirten Lebens verstehen!" auf den runden Tisch setzte.

Unterdessen hatte Margarethe auf einen Wink ihrer jungen Herrin der Indianerin im Bettmachen beigestanden. Die Letztere schien hiervon keine Notiz zu nehmen; aber sie näherte sich jetzt der Miß de Groot und fragte, ob „elle" — auf Margarethen deutend — ein besonderes Lager brauchen würde. Als Mary bejahend antwortete, falls es nicht zu viel Mühe machen würde, winkte die junge Squaw Margarethen, ihr zu folgen, und ließ die Letztere selbst eine von den großen Deckenmatten aus dem Hause hereintragen und in eine Ecke legen. Sie schien zu denken, daß dies hinlänglich sei, und sah ungehalten aus, als Mary fragte, ob für „elle" keine „linge" da sei. Sie brachte jedoch ein einziges großes Tuch heraus, welches sie Margarethen in die Hand gab, um es selbst zu ordnen. Als diese es, ohne ein Wort zu sagen, doppelt zusammengelegt und auf den Rath ihrer Herrin ihren Mantel als Kissen auf das Kopfende geworfen hatte, brachte die junge Indianerin, welche Miß de Groot scharf beobachtete, ungebeten eine Wolldecke und endlich ein großes Stück dünnen Callicos zum Ueberzug herbei.

Jetzt war es beinahe finster geworden und ihre braune, aber hübsche Wirthin ging hinaus und kehrte in Kurzem mit einer Kerze von dem gleichen, bläulich weißen Wachse, aus welchem die Lichter in der Kapelle bestanden, zurück. Der Leuchter war schön aus einem dunkeln, röthlichen Holze geschnitzt. Zu gleicher Zeit meldete sie Miß de Groot, daß ihr Vater bereit sei, sie zu sehen, und Mary stand schnell auf und folgte ihr zitternd.

Mr. de Groot lag in dem Zimmer auf der entgegengesetzten Seite des vorbeschriebenen größeren Gemaches. Obgleich Mary auf eine Veränderung vorbereitet war, wurde sie von seinem Aussehen doch sehr erschüttert. Es verkündete einen am Rande des Grabes Stehenden. Seine ungewöhnliche Abgezehrtheit und leichenartige Bläße war noch weniger unheilverkündend, als das ruhelose Auge der unverminderten Krankheit. Er war aber wenigstens von der Reinlichkeit und Behaglichkeit umgeben, welche für Kranke so nöthig sind. Pater Smith hatte ihr gesagt, daß jede Aufregung und körperliche Bewegung ihm nachtheilig sein würde; sie zügelte daher ihre Gefühle, küßte ihn ruhig und sagte, daß sie Gott danke, ihn wohlbehalten erreicht zu haben.

„Bist Du allein hergekommen, Mary?"

„Nein, Sir, Mr. Alban Atherton hat uns vom Fasanensee, wo wir ihn mit einer Gesellschaft trafen, hieher begleitet."

„Atherton!“ rief ihr Vater. „Er ist mit Dir und Margarethen durch den Wald gekommen? Ein junger Mann mit zwei Mädchen und einem indianischen Führer!“

„Mein lieber Vater, ein junge Dame, eine Cousine Mr. Atherton's, hat uns ebenfalls begleitet und befindet sich jetzt hier.“

„Wie alt ist die junge Dame?“

„Um ein bis zwei Jahre älter als ich.“

„Drei Mädchen hier! Was sollen wir mit ihnen anfangen?“ sagte ihr Vater unmuthig. „Ich bin froh, daß Atherton gekommen ist; er wird mir mehr nützen, als zwanzig Mädchen. Seine Cousine besonders kann nur eine Last sein; warum hast Du sie mitkommen lassen? Ich dachte, daß Du mehr Verstand hättest.“

„Die Motive des Anstands, auf die Du so eben selbst gedeutet hast, haben mich dazu bewogen.“

„Warum kommt Atherton nicht heran, um mich zu sehen?“ fragte ihr Vater zänkisch.

Sie rief Alban, der sich im nächsten Zimmer befand.

Mr. de Groot empfing ihn mit Kälte, schien jedoch in seiner Gegenwart weniger reizbar zu sein. Er wurde sogleich ruhig und hörte geduldig das an, was Pater Smith von der Güte Gottes sagte, die ihm seine Tochter und seinen jungen Freund zur Pflege seines Krankenbetts gesendet habe. Sie würden zu-

sammen im Stande sein, dem Kranken, indem sie einander ablösten, allen Beistand zu leisten, dessen er bedürfe, was ungemein erwünscht sei, da seine eigne Zeit stark davon in Anspruch genommen werde, die geistlichen Bedürfnisse des Volkes zu befriedigen.

In diesem Momente kam der alte Indianer mit der auf seine Schultern herabhängenden mächtigen Matte von weißem Haar — derselbe, mit welchem Pierre in der Kapelle gesprochen hatte — langsam heran und setzte sich schweigend an das Bett.

Mr. de Groot streckte seinen Arm aus und der Alte fühlte den Puls. Er war der Arzt. Pater Smith versicherte der Miß de Groot und Atherton, daß er sehr geschickt und mit der civilisirten Arzneikunde nicht unbekannt sei; er denke nicht, daß Mr. de Groot noch am Leben sein würde, wenn die Fürsorge des alten Vincent nicht gewesen wäre.

„Er ist der Vater Pierre's," sagte der Missionär, „und der Großvater des indianischen Mädchens, welches Sie hier empfangen hat und das Pierre's Tochter ist. Sie hat in Abwesenheit des Priesters das Presbyterium unter ihrer Obhut und ihre eigne Hütte ist nicht weit entfernt. Madeleine wird Ihre Mahlzeiten bereiten, Ihre Wäsche reinigen und alle Verrichtungen einer Dienerin besorgen, ohne sich in irgend einer Beziehung als eine solche zu betrachten. Ich bemerkte, daß sie bereits mit der Zubereitung Ihres Abendbrodes beschäftigt ist."

„Und wo sind unsere Führer?“ fragte Atherton.

„Sie haben Ihre Effekten selbst hierhergebracht und ich habe Pierre ersucht, die Leute unterzubringen. Ich glaube, es war auch eine Frau dabei. Zweifeln Sie nicht daran, daß sie gastlich bewirthet werden.“

Nach einiger Zeit rief sie Madeleine zum Mahle, welches sie bereitet hatte, und Margarethe, bei deren Anblicke Mr. de Groot ein lebhaftes Vergnügen blicken ließ, kam herein, um ihrem Herrn die Aufwartung zu machen.

„Geh und iß Dein Abendbrod,“ sagte er, als er bemerkte, daß Mary geneigt zu sein schien, bei ihm zu bleiben. „Margarethe wird mich unterdessen pflegen.“

„Erlauben Sie mir, Ihnen zwei Verhaltungsregeln zu geben,“ sagte der Priester zu Miß de Groot, als sie in das Hauptzimmer traten; „zwei Regeln, verstehen Sie mich?“ Und er zählte sie an seinen Fingern ab. „Geben Sie den Wünschen Ihres Vaters in jeder Beziehung nach und seien Sie heiter. Er befindet sich weit wohler — verstehen Sie mich, Miß de Groot?“

„Ja, Sir.“

Sie setzten sich auf die Geflechtstühle um den Eichentisch, der von Wachskerzen auf geschnitzten Leuchtern erhellt wurde. Die Kost war einfach, aber gut und reichlich: weißes Brod, Plinsen, Maisbrei, Butter, Honig, Ahornsyrup, geröstete Aepfel, gedörrtes Elenn- und Hirschfleisch, ein paar Forellen und Krüge

mit schäumender Milch, frisch von der Kuh. In Jane's Augen standen Thränen, als sie die Gegenstände erblickte, welche wirkliche Civilisation verriethen. Sie fühlte, daß sie nicht unter Wilden, wenn auch unter Indianern und Katholiken war. Sie schwebte in keiner Gefahr, skalpirt oder noch schlimmer behandelt zu werden, und brauchte sich nicht um den Umstand zu kümmern, daß nicht einmal die Thür ihres auf den Wald und Fluß gehenden Schlafzimmers ein anderes Verwahrungsmittel besaß, als eine hölzerne Klinke.

Atherton fragte, ob die Leuchter von Indianern geschnitzt worden seien.

„Es ist von einem Missionär schon vor hundert Jahren geschehen," sagte Pater Smith; „natürlich von einem unserer Patres. Er scheint es Alles mit einem gewöhnlichen Federmesser gethan zu haben. Das Tabernakel, welches Sie bemerkt haben werden und das wirklich ein ganz merkwürdiger Gegenstand ist, war ebenfalls sein Werk. Der gute Pater muß, denke ich, ein besonderes Genie dafür gehabt haben. Er hat wirklich sehr viel zur Verschönerung der Kapelle beigetragen."

„Dies ist ein schönes Plätzchen!" sagte Alban.

„Wenn die Sünde, die überall hereindringt, nicht wäre, so würde es ein Paradies sein, und durch Gottes Gnade ist die Sünde theilweise verbannt. Es gibt wirklich unter den Leuten hier einige fromme

Seelen. Ihr Aeußeres ist dunkel, aber ihr Inneres weiß und rein."

„Haben sie regelmäßig einen Priester hier?" fragte Mary.

„Sie werden etwas unregelmäßig besucht, aber sie unterlassen es nie, sich an Sonn- und Festtagen zu versammeln und den Chortheil der Messe zu singen, wobei Einer von ihnen die Meßgebete liest, und zur Vesperzeit ebenfalls. Außerdem haben sie aber auch noch einen täglichen Gottesdienst mit Litaneien und Hymnen, zu dem sie sich in der Kapelle versammeln, wie Sie am heutigen Abende gesehen haben. Sie finden große Freude daran. Es sind von den Protestanten verschiedener Kirchen Versuche gemacht worden, sie zu bekehren, aber ohne Erfolg. Ihre Antwort auf alle derartigen Vorschläge ist einfach: sie lieben ihre Religion und wünschen sie nicht zu verändern."

„Ich habe erst jetzt, wo Sie von „unsern Patres" sprechen, erfahren, daß Sie ein Jesuit sind, Pater Smith," sagte Alban.

Jane, welche die Folgerung nicht wahrgenommen hatte, schrak so zusammen, daß sich Mary des Lachens nicht erwehren konnte.

„Diese junge Dame ist eine Protestantin, Pater Smith," sagte sie, „und hat wahrscheinlich noch nie einen lebendigen Jesuiten gesehen. Es thut mir leid, daß Mr. Atherton verrathen hat, daß Sie zur Gesellschaft gehören, denn ich hatte gehofft, daß Sie ihr

Vertrauen erwerben würden, ehe sie es ausfindig machte. Jetzt wird sie gegen Ihre Intriguen auf der Hut sein."

„Dann muß ich um so intriguanter werden," antwortete Pater Smith sehr heiter, „da ich gegen den Argwohn Ihrer Freundin anzukämpfen habe."

„O, Sie sind so äußerst schlau," sagte Mary ebenfalls lächelnd, „daß Sie Jane leicht überlisten werden. Sie wird nie im Stande sein, zu glauben, daß die Einfachheit Ihres Benehmens und Ihre dem Anschein nach argwohnlose Heiterkeit des Herzens eine ränkevolle Doppelzüngigkeit verbergen, wie es der Fall ist."

Pater Smith erröthete, lachte aber wie vorher. Mary, die ihr Abendessen beendet hatte, stand auf, indem sie sich schweigend bekreuzte, und ging zu ihrem Vater. Alban und Pater Smith plauderten über die Indianer und das Land ihrer Reise, die Naturschönheiten, den Fischfang und andere Vergnügungen der Gegend. Die Unterhaltung war nicht mehr so fließend, nachdem sich Miß de Groot entfernt hatte. Pater Smith und sie schienen in einem sehr guten Verhältnisse mit einander zu sein und sich gegenseitig gut zu verstehen. Jane überdachte es wiederholt. Sie mußte anerkennen, daß die äußere Erscheinung des Ersteren eine vollkommen rückhaltslose war und daß Beide eine eigene Heiterkeit an den Tag legten, die sie früher, beiläufig erwähnt, an Mary nicht, oder we-

nigstens nicht im gleichen Grade, wahrgenommen hatte. Die jungfräuliche Zurückhaltung des ersten Theiles ihrer Reise und die weiche, sentimentale Trauer des letzteren Theiles hatten beide einer absoluten Leichtigkeit des Herzens Platz gemacht.

Ob dies bei der kritischen Lage, worin sich, wie sie gehört hatte, der Vater ihrer Freundin befand, natürlich oder recht war, wußte sie nicht, und da ihr Alles ein Räthsel war, konnte sie kein Urtheil fällen. Sie blieb am Tische sitzen, nachdem die beiden Herren ihre Stühle zurückgeschoben hatten, während Madeleine und Margarethe zu Abend aßen.

Die beiden Letzteren waren jetzt sehr freundschaftlich, obgleich die junge Indianerin ihre überlegene Miene bewahrte. Alban war hinausgegangen, um die Führer aufzusuchen; Pater Smith wendete mit einer leichten Entschuldigung gegen die junge Dame seinen Stuhl halb gegen den Tisch um, nahm sein Autumnale aus der Tasche und begann sein Officium zu lesen. Jane beobachtete mit einer Neugier, welche nicht ohne eine Beimischung von Scheu war, seinen viereckigen, ausländisch aussehenden Kopf, mit dünnem, kurzabgeschnittenem, grauem Haar, und sein durchdringendes, aber offenes, helles Auge, welches er auf die rothbedruckte Seite heftete, während seine Lippen sich schnell bewegten, obgleich kein Ton zu ihrem Ohre drang. Selbst sein abgetragenes, langes, schwarzes Gewand entging ihrer Beachtung nicht — der in allen

indianischen Missionen so berühmte „schwarze Weiberrock“. Es war ihre Idee von einem katholischen Priester und Jesuiten, und doch auch wieder nicht. Hierauf wunderte sie sich darüber, wie er Smith heißen könne, da er doch ein Franzose sei.

Unterdessen räumten Madeleine und Margarethe das Abendessen schnell ab, wuschen das Geschirr in einem Gefäße mit heißem Wasser auf und setzten es auf eine, für Jane abermals sehr tröstliche, civilisirte Weise auf den Anrichtetisch. Hier gab aber Margarethe Madeleinen einige Unterweisungen, welche die Letztere trotz ihres Stolzes mit Gelehrigkeit annahm. Wissen ist Macht, und Margarethe gewann merklich über die hochfahrende junge Indianerin die Oberhand. Die Letztere war jedoch in Bezug auf physische Kräfte im Vortheil, und sie bewies dieselben dadurch, daß sie auf ihren Schultern drei bis vier mächtige Holzklötze hereinbrachte, um das Feuer zu unterhalten. In demselben Augenblicke (Jane bemerkte alles Derartige) kam Miß de Groot aus dem Zimmer ihres Vaters und sprach flüsternd zu dem Priester. Er blickte von seinem Brevier auf.

„Recht gern, mein liebes Kind; Sie meinen, morgen früh? — Heute Abend, wenn Sie es wünschen —“

Abermals ein Flüstern von Miß de Groot.

„Sie haben recht, mein Kind.“

„Wenn Mr. Atherton wiederkommt,“ sagte Mary laut.

„Ganz recht!“

Und er nahm sein Buch wieder vor.

Mary kehrte zu ihrem Vater zurück. Madeleine machte auf dem Boden ein paar Betten, indem sie jede von den Matten mit einer Wolldecke und einem mit Maisblättern gestopften Kissen versah. Nachdem Alles beendigt war, hüllte sie sich wieder in ihren stattlichen, reichen blauen Shawl, um den sie die „herrlich gekleideten“ Fürstinnen der Iliade hätten beneiden können, trat zu Pater Smith und sank auf ein Knie, indem sie die Arme über ihrer perlenbedeckten Brust kreuzte. Der Priester machte, fast ohne von seinem Buche aufzublicken, das Zeichen des Segens über ihr. Die junge Squaw erhob sich, grüßte Jane mit stolzer Courtoisie, machte gegen Margarethe eine leichte, freundschaftliche Neigung und entfernte sich.

Sie war kaum fort, als der Priester ebenfalls niederkniete. Er blieb nur einen Augenblick in dieser Stellung, erhob sich darauf wieder und legte das Buch bei Seite. Jane war neugierig, ob er jetzt mit ihr ein Gespräch anfangen würde; da Margarethe noch in einer Ecke saß, obgleich sie nickte, würde er es vielleicht thun.

Sie hatte sich nicht getäuscht. Pater Smith begann, wie jeder andere gebildete Mann, jedoch etwas matt, zu ihr zu sprechen. Er unterdrückte, wie sie wahrnahm, ein Gähnen. Der gute Pater hatte nämlich in der letzten Zeit häufig bei Mr. de Groot ge-

wacht, und da er stets bei Zeiten aufstand, um Messe zu lesen, so fing er an, schläfrig zu werden. Endlich kam Alban herein, was ihn ein wenig ermunterte; aber Jane, die sich selbst eben so sehr nach dem Bette sehnte, wie Eva nach dem Paradiese, und nur auf Alban gewartet hatte, um ihm gute Nacht sagen zu können, entfernte sich augenblicklich.

Alban küßte sie, welchen Grund er auch an jenem Abende dazu haben mochte. Dies war wieder ein Trost, denn sie hatte sich unter allen den Katholiken hier etwas einsam zu fühlen angefangen.

Jane war doch ein gutes Mädchen; sie war in ihrer Religion vollkommen aufrichtig und übte die Pflichten derselben getreulich. Sie brachte jeden Morgen und Abend regelmäßig zwanzig Minuten bis eine halbe Stunde bei ihrer Privatandacht zu; sie sagte kein auswendig gelerntes Gebet her, und brachte stets in ihren selbst verfaßten Bitten an ihren Schöpfer eine Menge von Verwendungen für Diejenigen, die sie liebte, an, so daß ihr Gebet eine lebhafte Uebung der freundlichsten socialen Neigungen war. Vielleicht war es der geheime Grund für ihre lange standhafte Liebe zu Alban, daß sie stets für ihn gebetet hatte. So drängte sich die Mädchennatur in ihre Stunden der Gemeinschaft mit Gott ein und die Jungfrau hielt sich oftmals für innig religiös, wenn sie nur von einem zärtlichen menschlichen Gefühle glühte. Mit alle dem verband sich aber ein starkes Gefühl ihrer Pflicht, eine

strenge Gewissenhaftigkeit, ein wirklicher Wunsch, Gott zu erkennen und ihm zu dienen.

Margarethe kam herein und nahm von ihrer Matte Besitz, während Miß Jane betete und in ihrer Bibel las. Das Licht war jetzt beinahe gänzlich abgebrannt und es fiel ihr ein, daß es, ehe sie sich ausgekleidet, gut gethan sein würde, sich zu überzeugen, ob Mary bald komme. Sie öffnete leise die Thür, um ihre Freundin zu rufen, und bemerkte, daß Pater Smith mit dem Rücken gegen den Tisch dasaß, während Mary de Groot vor ihm niederkniete und zwischen ihnen sich ein kleiner Spahnschirm befand. Jane hatte den Letzteren schon zu einer früheren Zeit des Abends in einer Ecke bemerkt und sich gewundert, was er bedeuten möge. Dergleichen Auskunftsmittel sind in der Mission gewöhnlich genug. Mary war in Thränen gebadet. In der Ferne stand die in Mr. de Groot's Zimmer führende Thür offen und sie sah Alban an dessen Bette sitzen.

Sie schloß hastig die Thür. Von Herzen entsetzt, mit ihren eignen Augen dasjenige haben sehen zu müssen, dem sich Mary beständig unterwarf, löschte sie das Licht aus, begab sich in das Asyl, welches unser nächtliches Grab ist, und überdachte das, was sie wahrgenommen hatte.

Mary kam bald herein, entkleidete sich schweigend im Dunkeln und legte sich an ihre Seite. Als Jane sie küßte, wie es die Gewohnheit Beider war, ehe

ihre Seelen sich für die Nacht trennten, fühlte sie die Wange ihrer Freundin noch immer von Thränen benetzt.

„Ich möchte wissen,“ dachte Jane, „ob er sie ausgescholten hat, weil sie Alban liebt, was sie sicherlich thut, oder was es sein mag.“

„Ist der Zustand Ihres Vaters sehr entmuthigend?“ erlaubte sie sich zu fragen.

„Ich fühle nicht, daß er es ist, wenn er gut gepflegt wird. Alban und Pater Smith werden des Nachts für ihn sorgen und ich und Margaretha bei Tage. Das ist die Anordnung, welche für Alle am besten sein wird.“

„Warum weinen Sie denn?“

Mary antwortete im ersten Augenblick nicht.

„Ich wollte, ich könnte glauben, daß es Zerknirschung wäre! Meine liebe Jane, ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung, daß ich Sie heute so lieblos beurtheilt und so unfreundlich zu Ihnen gesprochen habe.“

„Haben Sie das gebeichtet?“ antwortete Jane freundlich.

„Das machte einen Theil davon.“

„Und weinen Sie stets, wenn Sie beichten?“ fuhr Jane immer noch neugierig fort.

„Nicht immer,“ antwortete Mary mit einem leisen Lachen. „Sie haben mich doch nicht für eine solche Thörin gehalten?“

„Das Beichten muß etwas sehr Demüthigendes

sein!“ fuhr Jane in einem zum Vertrauen einladenden Tone fort.

„Natürlicherweise — aber dann das liebliche Gefühl!“ Sie hielt inne, erhob sich auf den einen Elbogen und sang mit heller von keiner Thräne und keinem Schluchzen getrübter Stimme nach einer Melodie von ungemein triumphirendem Ausdrucke:

„Deposuit potentes de sede et exaltavit humiles.
Esurientes implevit bonis et diviles dimisit inanes.“

„Was bedeutet das?“ fragte Jane.

„Daß eine Demuth wie die Ihre, liebe Jane, mit geistigen Segnungen belohnt, aber ein Stolz wie der meine mit leeren Händen hinweggeschickt wird.“

„Es ist wohl das Lied der heiligen Jungfrau.“

„Ja, das Magnificat, welches, wie sie wissen, stets bei der Vesper gesungen wird.“

„Ihre Religion hat etwas für jede Art des Gefühls Passendes,“ sagte Jane durch dieses Resultat ihrer Frage einigermaßen in ihren Hoffnungen getäuscht.

„Das Brod des Himmels hat jeden Geschmack an sich,“ antwortete Mary, indem sie sich niederlegte, „aber nur für den Gaumen des Gläubigen. Wir wollen einschlafen, meine liebe Jane,“ fügte sie mit fester, jedoch liebevoller Stimme hinzu. „Wenn Sie nicht schlafen können, so suchen Sie mit Christus zu wachen.“

Viertes Kapitel.

Wir müssen um etwas zurückgehen und zusehen, wie Alban den ersten Abend am Cedersee zubrachte. Wir haben gesagt, daß er ausging, um die Führer zu suchen. Es war seine Absicht, Duncan zu bezahlen und zu entlassen. Morrell und Courtney gedachte er zu behalten, bis Mr. de Groot reisefähig sein würde, oder, wenn seine Krankheit unglücklicherweise ein ungünstiges Ende nehmen sollte, bis es nothwendig werden würde, seine Tochter zu ihren Freunden und in ihre Heimath zurückzubringen. Er erkundigte sich bei einigen indianischen Kindern, die in dem mystischen Schimmer eines glänzenden Nordlichts spielten und von denen die Knaben trotz der kühlen Herbstnacht beinahe vollkommen nackt waren, nach dem Wege und wurde von einem Paar der Letzteren, die vor ihm hersprangen wie junge Kobolde, zu der Hütte geführt, worin die Führer untergebracht waren.

Als er sich ihr näherte, hörte er ein kurzes, dem Anschein nach im Freien erhobenes unterdrücktes Kreischen, als ob Jemand einen plötzlichen Schlag erhalten hätte. Es war eine Weiberstimme und er rief sie unwillkürlich an. Rund umher befanden sich Gärten mit hohen Feldhecken.

Er fand Morrell und Courtney in der Hütte ihrer Gastfreunde. Duncan und seine Frau waren nicht dort, aber eine Squaw ging hinaus, um sie zu rufen, und sie erschienen sogleich. Mrs. Duncan schlich in eine Ecke, wo sie sich auf den Boden niedersetzte, ihr Mann kam mit sehr ehrerbietiger Miene herbei.

„Ich bedarf Ihrer Dienste hier nicht mehr, Duncan," sagte Alban nach einer kurzen Diskussion, die nicht hierher gesetzt zu werden braucht, „und wenn wir diesen Ort verlassen, wird es uns leicht sein, so viele weitere Führer und Boote wie wir brauchen, zu erlangen. Wie viel habe ich Ihnen also für Alles, mit Einschluß des Unterkommens in Ihrer Hütte, Abendbrod und Nachtquartier für unsere Gesellschaft zu bezahlen?"

„Einen Dollar für den Kopf wird wohl nicht zu viel sein," antwortete Duncan, „und Führerlohn für mich und Dorothea, — ich werde wohl zwei Tage für das Kommen und das Gehen sagen müssen — für die Benutzung der Boote rechne ich nichts an."

Die andern beiden Männer lachten und Atherton ließ ein leichtes Lächeln blicken.

„Schon recht, einen Dollar den Kopf für Kost und Logis am Racketsee," antwortete der Letztere, „macht sieben und zwei Tage Führerlohn für Sie und Ihre Frau noch sechs. Ich habe nichts dagegen einzuwenden; und wenn Sie, wie Sie angedeutet haben, das beste Ihrer beiden Boote verkaufen wollen, so werde ich es kaufen. Ich will Ihnen zwölf Dollars dafür geben. Es wird im Ganzen fünfundzwanzig Dollars machen. Ja oder Nein?"

Duncan nahm das Anerbieten ohne Einwendung an.

„Miß de Groot hat gegen mich, als ich hierherging, erwähnt, daß sie Mrs. Duncan zu sehen wünsche, ehe Sie uns verlassen. Vermuthlich hat sie die Absicht, ihr einen Beweis ihrer Freundschaft zu geben. Wenn Sie morgen früh sehr zeitig aufbrechen wollen, so werden Sie am besten thun, Ihre Frau ohne Weiteres nach dem Missionshause gehen zu lassen."

Mrs. Duncan erhob sich hier. Ihr Mann bemerkte aber, daß sie nicht sehr zeitig fortgehen würden. Es sei nicht der Mühe werth, Miß de Groot heute Abend zu behelligen.

„Ich werde nicht auf meiner Fährte zurückgehen," sagte er; „ich gedenke, da ich einmal hier bin, nach den Elenn-Seen weiter zu gehen, um dort einen Burschen zu besuchen. Meine Frau kann am See

bleiben, wenn sie will, oder Miß de Groot sie zu irgend Etwas brauchen kann."

Alban gab dem Squatter fünf halbe Eagles, und ersuchte Morrell mit einem Lächeln zuzusehen, daß das rechte Boot behalten werde.

„Fürchten Sie nichts!" sagte Duncan; „Sie werden doch nicht denken, daß ich das beste mitnehmen würde, nachdem ich es Ihnen verkauft habe, Mr. Atherton."

„Es würde mir leid thun, wenn ich in irgend einer Hinsicht von Ihnen schlecht denken müßte, Mr. Duncan," sagte Alban, indem er aufstand. „Gute Nacht Alle!" fügte er hinzu; „gute Nacht Mrs. Duncan."

Morrell und Courtney folgten ihm hinaus und gingen ein Stück weit mit.

„Sie haben ihm zu viel bezahlt, Mr. Atherton," sagte der Erstere, „doppelt zu viel. Er war nicht berechtigt, für seine Frau etwas zu fordern. Sie haben nicht verlangt, daß er sie mitbringen solle."

„Er hat sie nur mitkommen lassen, damit sie sein Canoe trüge," sagte Courtney.

„Einen Dollar den Kopf für unser Nachtlager in jener räucherigen Blockhütte — das ist schmachvoll!" sagte Morrell. „Ei, Courtney und ich würden für unsere zwei Dollars die ganze Nacht unter einem Baume geschlafen haben. Ich habe es nur nicht sagen wollen und es ist vielleicht das Beste, daß

Sie es bezahlt haben, Mr. Atherton, da Sie sich nichts aus dem Gelde machen, und ich möchte nicht, daß Sie sich seine Abneigung zuzögen."

„Ich würde seine Abneigung riskiren," sagte Courtney, „ich würde mich haben blamiren lassen, ehe ich ihm das gegeben hätte, was er verlangte."

„Du kennst Jray Duncan nicht so gut wie ich," entgegnete der vorsichtigere Morrell. „Er ist ein Bursche, den ich lieber zum Freunde als zum Feinde haben möchte, besonders in den Wäldern hier. Er ist ein regulärer Spitzbube," sagte Courtney.

„Es thut mir leid, daß Mr. Atherton ihm hat sehen lassen, daß seine Börse so gut gespickt war," fuhr Morrell fort. „Wenn ich eher daran gedacht hätte," fügte er mit einem scharfen Blitzen seines hellen Auges in dem Nordlichte hinzu, „so würde ich Ihnen gerathen haben, ihn nicht in Geld zu bezahlen, sondern ihm eine Anweisung auf Hart zu geben."

„Seine Forderung war wohl eine übermäßige," sagte Atherton lächelnd; „aber ich würde ihn mit Ihrer und Pierre's Hilfe an jenem Abende köpflings aus seiner Hütte geworfen haben, wenn er nicht eingewilligt hätte, sie für die Damen zu räumen. Danach konnte ich seine Rechnung nicht mehr bestreiten."

Die Führer wollten Atherton bis an die Thür des Missionshaus begleiten, aber er gedachte die Kapelle zu besuchen und entließ sie, sobald er bei der letzteren ankam. Die Hauptthür der Waldkirche war ge-

schlossen und von innen veriegelt. als er aber seine Zuflucht zu der Sakristei nahm, fand er sie nur mit einer Klinke verwahrt, die sich an einem Lederriemen heben ließ. Er trat ein und tastete sich in die Kapelle. Die ewige Lampe brannte noch und gewährte hinlängliches Licht um das düstere, leere Innere sehen zu lassen. Er ging an das äußere Ende und knieete an einer von den Bänken nieder.

Wie ist der Glaube doch so beglückend! er ist der beste Tröster des Menschen und sein Leitstern auf der Pilgerreise dieser Welt. Was sind wir, wenn wir keine andere Hoffnung haben als die, welche uns die Natur verleiht? Hier, in der Gegenwart, nicht mehr der Wälder und Gewässer und des nächtlich schimmernden Himmels, sondern des zu Fleisch gewordenen Ewigen — der Wolke, welche der Herr erschaffen hatte, um sein eignes Antlitz zu verbergen — vor dieses blasse Symbol und Zeichen eines gegenwärtigen Heilands tritt er, um neues Licht und neue Kraft zu suchen, damit er sich über sich selbst und über Alles, was der Verstand gewährt oder Leidenschaft verheißt, erheben kann.

Atherton fühlte, daß die Zeit gekommen war, um zu den vielen Rechten, nach welchen er so geseufzt hatte, zugelassen zu werden. Hier sollte seine lange Probezeit beendigt und das Mysterium der Mysterien in einem gewissen Sinne seinem gläubigen Blicke entschleiert werden — ein Pfand der seligen Stunde, wo

es ihm vollkommen und auf ewig entschleiert werden sollte.

Die Moral der Geschichte Atherton's ist die, daß Keiner muthlos werden darf, weil er mit gemeinen oder unbedeutenden Feinden zu kämpfen hat, denn der Sieg wird, wenn er mit Hülfe des Himmels so glücklich ist, ihn zu erlangen, deshalb um nichts weniger ruhmvoll sein. Es war zum Beispiel nicht umsonst, daß während des länger als zweimonatlichen erneuerten Umgangs unsers Helden mit seiner Cousine Jane das Gesetz der Kirche — in seinen Augen das Gottes — mit einer stätigen, gleichmäßigen Kraft auf seinem gehorsamen Willen gelastet hatte. Er hatte selbst auf der Seite dieser Welt unermeßlich gewonnen, denn er hatte eine neue Liebe erworben — die eines Bruders zu seiner Schwester, und sein ganzer Charakter war sowohl hierdurch, wie durch den Vorgang, der sie entwickelt hatte, veredelt und gekräftigt worden. Aber auf der Seite der zukünftigen Welt war sein Gewinn unschätzbar, wie es sich vielleicht zeigen wird, wenn der Ruf an ihn ergeht, irgend ein schwieriges Opfer zu bringen.

So lange wir leben, endet weder der Kampf, noch erlangen wir die Belohnung, und mit jedem neuen Fortschritte erheben sich vor uns neue Höhen der Tugend, die wir erklimmen müssen.

Dies läßt sich in einer Dichtung nicht vollkommen zeigen, denn hier fordert das Gesetz der Einheit

einen vollen Schluß der Handlung, wie er sich selbst im Leben zu finden scheint. In einer wahren Geschichte muß die treue Liebe also zuletzt entweder getäuscht, oder beseligt werden; der Edelsinn muß entweder mit dem Märtyrerthume, oder irdischem Glück gekrönt werden.

Während Atherton noch in der Kapelle war, klinkte Jemand an der Hauptthür; hierauf versuchte er die der Sakristei zu öffnen, und natürlich mit Erfolg. Ein Mann mit bedecktem Kopfe kam herein. Es war Duncan's Mardermütze. Der Trapper warf einen nachlässigen Blick auf den untern Theil der Kirche, den ihm das in seine Augen scheinende Licht der ewigen Lampe verhindern mußte, deutlich zu sehen, und wendete sich zu dem Altare.

Er hatte sein Jägermesser in der Hand; er schwang, ohne lange zu zaudern, das eine Bein über das Geländer des Altarverschlages. Atherton's erster Impuls war der, auf den räuberischen Kirchenschänder einzustürzen; aber er überwältigte ihn, legte seine Hände vor die Augen und sprach hörbar ein Kyrie eleison aus. Er konnte Duncan zusammenschrecken sehen; das bereits über das Geländer geschwungene Bein wurde zurückgezogen, der Räuber nahm die Mütze ab, blickte auf das Tabernakel und sah sich dann langsam ein zweites Mal in der Kapelle um. Er erblickte Atherton, und da er offenbar glaubte oder hoffte, nicht gesehen worden zu sein, schlich er in

die Sakristei zurück und verschwand. Atherton zog vorsichtig, ehe er hinausging, den Klinkenriemen aus der Thür, welche auf diese Weise durch das Zumachen gehörig verschlossen wurde. Ferner erwähnte er sofort den Vorfall gegen den Missionär, der nach einigem Ueberlegen einen Indianer an die Thür der Sakristei schickte, um dort in seiner Wolldecke zu schlafen.

Und jetzt war es, wo Mary de Groot zur Beichte ging und unser Held mit gestärktem, frohem Sinn seinen Platz an der Seite ihres Vaters einnahm. Mr. de Groot hatte den Abend über wiederholt nach ihm gefragt und begann mit Klagen über seine Vernachlässigung.

„Ich wußte, daß Miß de Groot bei Ihnen war," schützte Alban vor.

„War das ein Grund für Ihr Wegbleiben, Atherton? — Wer ist die Cousine von Ihnen, die mitgekommen ist, um hier bei Ihnen zu bleiben? — Sie ist, wie es scheint, erst Neunzehn, sehr schön, sehr liebenswürdig, hat Sie sehr lieb, und so weiter, und so weiter. Was ich von Ihnen zu wissen verlange und was ich nicht aus meiner Tochter bringen kann, ist das, ob Sie sie — Ihre Cousine meine ich — eben so lieb haben. Nun, Atherton, peinigen Sie mich nicht durch ein knabenhaftes Ausweichen, sondern sagen Sie Ja oder Nein, damit Sie ein kranker Mann verstehen kann."

„Meine Cousine und ich sind einige Jahre lang

zusammen erzogen worden, und ihre Neigung zu mir kann das liebevolle Interesse, welches ich an ihr fühle, nicht übersteigen," antwortete Alban. „Da Sie sich aber wahrscheinlich auf andere Absichten beziehen, so will ich Ihnen, ohne auszuweichen, sagen, Sir, daß dieselben von unserer Verwandtschaft und Glaubensverschiedenheit ausgeschlossen werden."

„Haben Sie sich bereits der römischen Kirche angeschlossen?"

„Ich bin noch nicht offen aufgenommen worden."

„Hören Sie mich an, Atherton," sagte Mr. de Groot, in seinem Bette aufspringend; „stellen Sie einen von jenen Stühlen dort hinter mein Kissen; glauben Sie, was Sie wollen — meinetwegen an Transsubstantiation, wenn Sie es für angemessen halten; aber fesseln Sie sich nicht an eine Kirchengemeinschaft, die, mag es nun mit Recht oder Unrecht sein, von der großen Masse Ihrer Landsleute — von allen Denjenigen, mit welchen Sie nach Ihrer Geburt und Erziehung umzugehen haben — gehaßt und verabscheut wird. Wir leben in einem wesentlich protestantischen Lande, warum wollen Sie sich selbst zu einem Ausgestoßenen machen?"

„Weil Gott mir die Gnade des Glaubens verliehen hat," sagte Atherton sehr ruhig. „Sie wollen, daß ich ein Philosoph werden soll," fügte er hinzu, „aber ich strebe danach, ein Christ zu werden."

„Das ist eine reine Chimäre! — Und sind Sie

darauf vorbereitet, ihr die Hand meiner Tochter zu opfern?“

„Dieses Gespräch ermüdet Sie, Sir,“ sagte Alban.

„Nutzlos, möchten Sie hinzufügen. Ich verstehe, Sie sind darauf bedacht, einen Märtyrer aus sich zu machen. Ich habe einige Erfahrung in dieser Form des Enthusiasmus. Mary hat mir ein Pröbchen davon gegeben. Alle natürlichen Leidenschaften sprechen umsonst zu Einem, der sie als ein kostbares Opfer für seine Grundsätze betrachtet. Hören Sie auf das, was ich Ihnen sage?“

„Allerdings, Sir.“

„Sie wissen, ohne daß ich es sage, daß ich die Verheirathung meines einzigen Kindes wünsche,“ fuhr Mr. de Groot fort; „im andern Falle würde das Erbtheil meiner Väter an Fremde fallen. Mary ist seit drei Generationen das erste Mädchen in unserer Familie; wir haben keine weiblichen Sprößlinge gehabt und die männlichen sind ausgestorben. Meine Brüder und Onkel sind jung oder kinderlos gestorben; ich glaube, daß ich ein Recht zu dem Verlangen besitze, daß sie sich verheirathen und unser Blut, wenn auch nicht unsern Namen, einem neuen Geschlechte überliefern solle. Ich verlange nicht, daß sie eine Person heirathen soll, die sie nicht lieben kann; ich bin bereit, alle billigen, weiblichen Launen zu befriedigen, aber ich habe mit Vergnügen die Neigung ge-

sehen, welche zwischen ihr und Ihnen entstanden zu sein schien. Ihre Familie, Atherton, ist tadellos, Ihr Ruf stand hoch, Ihre Talente und Kenntnisse waren von der Art, wie ich sie eher zu finden gewünscht, als erwartet haben würde. Sie besaßen eine kräftige, männliche Gesundheit, und daß Sie arm waren, galt mir für eine Empfehlung, da es Sie vollkommener zu meinem Sohne machen würde."

„Miß de Groot ist im anstoßenden Zimmer mit Pater Smith beschäftigt," bemerkte Atherton; „sie könnte vielleicht hören, was wir sagen."

„Nun, so schließen Sie die Thür."

„Ich denke, daß sie es Beide vorziehen würden, wenn dieselbe wenigstens für den Augenblick offen bliebe."

„O, schon recht!"

Mr. de Groot blieb stumm, bis der Missionär hereinkam, um ihm gute Nacht zu wünschen. Als der Letztere fort war, ersuchte er Alban von Neuem, die Thür zu schließen, und kam auf den Gegenstand zurück. Er winkte Atherton, sich neben ihn zu setzen, heftete seine Augen auf die des jungen Mannes und sagte:

„Ich wünsche, Sie in Bezug auf meine Tochter zu befragen, und ich muß gerade heraus sprechen, denn meine Zeit ist kurz. Lieben Sie sie oder nicht? Daß Sie ihre Neigung gewonnen haben, liegt klar genug am Tage. Was sind also Ihre Absichten?"

Atherton fühlte sich sehr geneigt, sich diesen gebieterischen Fragen zu widersetzen. Er hatte wirklich keine Absichten, aber er blickte auf Mr. de Groot's blasses, ängstliches Gesicht und fühlte zu gleicher Zeit Mitleid und eine Empfindung von Dankbarkeit, welche seinen ersten Impuls des Stolzes überwand.

„Es würde ein großer Vorwitz von mir sein, wenn ich meine Augen zu Miß de Groot erhöbe."

„Ich weiß es," antwortete ihr Vater ungeduldig; „aber haben Sie sich desselben schuldig gemacht?"

„Ich gestehe," antwortete Alban, „daß sie für mich stets jedem andern Mädchen geglichen hat, und — ich habe die Bewunderung, welche sie bei mir erregt, eben so wenig zu zügeln versucht, als wenn sie arm und ich reich gewesen wäre."

„Mannhaft! — das gefällt mir."

„Ich liebe sie, aber ich habe nie ein Wort an sie gerichtet, was dies angedeutet hätte," fuhr Alban etwas stolz — warum, wußte er selbst kaum — fort.

„Was das Vermögen betrifft," sagte Mr. de Groot mit dumpfer Stimme, „so kann ich Sie beruhigen. Erstlich habe ich meinen Reichthum, wie ich wohl sagen kann, Ihrem Vater zu verdanken. Als ich vor zwanzig Jahren mein Erbe antrat, war es sehr verschuldet. Das Herrengut war zu einem Nominalzins verpachtet, das New-Yorker Besitzthum von Hypotheken belastet und uneinträglich. Ich erbot mich, Ihrem Vater das Letztere zu verkaufen, um die Schulden zu be-

zahlen. Er weigerte sich aus dem Grunde, daß es mich reich machen würde, wenn ich es behalte. Er that noch mehr. Er lieh mir Geld, um Anlagen auf dem Grundstücke zu machen, welches jetzt, wie Sie wissen, mit Häusern bedeckt oder in Bauplätze abgetheilt ist, wie er mir damals prophezeite, und einen unermeßlichen Werth besitzt. Sie sehen also, daß nicht mehr als Gerechtigkeit darin liegt, daß Sie von meinem Reichthume Vortheil ziehen!" sagte der Patron, indem er ihn freundlich aber ängstlich anblickte.

„Mein Vater konnte nicht anders handeln; Ihr Vater und er sind, wie ich gehört habe, stets Freunde gewesen."

„Und sein Sohn und ich sind jetzt Freunde," fuhr Mr. de Groot immer noch sehr herzlich und beinahe zärtlich fort. — „O, diese Qual!" murmelte er mit einem Ausdrucke der höchsten Pein. „Mein Anfall kommt wieder!"

„Dieses Gespräch regt Sie auf eine nachtheilige Weise auf, mein lieber Sir."

„Achten Sie nicht darauf; ich wünsche, Ihnen noch mehr zu sagen; achten Sie nicht darauf! — Sie müssen gegen Mary etwas entscheidend sein, wenn Sie sie zu erringen wünschen. Sie hat sich ein Kloster in den Kopf gesetzt; aber mein Testament ist gemacht. Wenn sie Nonne wird, so verwirkt sie Alles. Sie dürfen sie keine solche Thorheit begehen lassen. Vergessen Sie nicht, daß Sie meine herzliche Einwilligung

zu Ihrer Bewerbung haben und daß ich wünsche, daß es Ihnen glücken möge. Lassen Sie ein solches Mädchen nicht mit sich und ihrem eignen Glück scherzen, Atherton."

„Ich werde Alles thun, was einem Manne und Christen geziemt," sagte Alban ernst.

„So, das ist recht. In den virginischen Badeplätzen hat mein Mädchen die Gefühllose hübsch gespielt, und sie war natürlich von Bewerbern umflattert wie ein unreifer Obstbaum von Vögeln. Es befand sich ein junger Maryländer darunter, der reich, hübsch, galant und von ihrem eignen Glauben war, und ich dachte, daß er auf sie Eindruck gemacht haben würde. Es war nicht der Fall. Atherton, es ist Ihre Sache, dies zu thun, und ich freue mich darüber."

„Mißverstehen Sie mich nicht, Sir," sagte Atherton hastig; „ich könnte mich nicht gegen Miß de Groot's Willen auflehnen, wenn sie wirklich zum Klosterleben berufen ist,"

„Sie lieben sie also doch nicht?" sagte ihr Vater bewegt, jedoch kalt.

„Sie nicht lieben!" rief Alban leidenschaftlich.

„Ja, auf die kalte neuengländische Weise! — O welche Gluth Mr. Carroll bewies; welchen edeln Schmerz!"

Hier wurde aber Mr. de Groot von einem Paroxysmus ergriffen, welcher Atherton in Schrecken versetzte. Er rief den Pater Smith herbei.

„Er befindet sich schlimmer," sagte der Missionär, indem er sich hastig dem Bett näherte. „Ich habe die Wirkung dieses Gesprächs gefürchtet; aber er wollte —"

„Vincent muß gerufen werden," sagte Atherton.

„Es ist wahr; Francois hätte hier sein sollen, um die Aufforderung zu überbringen; aber er wacht an der Sakristeithür. Sie wissen die Hütte des alten Mannes nicht, ich werde ihn also holen."

Mit diesen Worten ging der Priester hinaus, um den alten Indianer aufzusuchen, während Alban bis zu seiner Rückkehr bei dem Patienten wachte.

Fünftes Kapitel.

Die Scene in dem Krankenzimmer, wo Mr. Atherton allein zurückblieb, war entsetzlich. Der besorgte Wunsch des guten Missionärs, Mr. de Groot vor jeder Aufregung zu bewahren, wurde jetzt erklärlich; es war nichts Anderes als eine Krankheit, wahrscheinlich eine Entzündung, des Rückgrates, welche den intelligenten Mann ergriffen hatte. Die Ursache war ohne Zweifel eine nervöse Aufregung gewesen, die sich in einem schleichenden Fieber entwickelte; aber die unmittelbare Ursache war eine Erkältung, die er sich auf der Jagd mit Duncan am Racketsee zugezogen hatte.

Ein Philosoph in Konvulsionen! — Dies enthielt eine einfache, aber tiefe Lehre. Welche der Würde des Menschen spottende Macht beherrscht die Muskeln — wie der eingekerkerte Dampf bei seinen Anstrengungen, zu entrinnen, die eisernen Glieder der Maschine in eine anscheinende Todesqual der Arbeit

versetzt. Welcher unsichtbare und unbarmherzige Bälgetreter entlockt der wogenden Brust und der seltsam starren Kehle jenes mißtönige Geschrei, statt ihrer gewohnten fließenden Beredtsamkeit? Wo ist jetzt die herrschende und durchdringende Intelligenz der herrlichen Augen? Die herrenlosen Augäpfel rollen wild umher und verkehren sich auf gespenstische Weise.

Der Kampf war so gewaltsam, daß der Dulder aus dem Bette geworfen sein würde, wenn Atherton's kräftige Hilfe nicht gewesen wäre. „Die Natur selbst sagt jetzt zu Dir, Du mächtiger Metaphysiker, daß es keine Strafe gibt — aber sicherlich gibt es Leiden, selbst in der Welt des Allgütigen. Wenn in dieser Welt, warum dann nicht in der zukünftigen?“

Es dauerte jedoch nicht lange Zeit. In Kurzem wurde ein Nachlassen bemerkbar, die Glieder erschlafften, der Körper, welcher zu einem starren Wogen erhoben worden war, sank herab. Das Auge erlangte seinen Schimmer von Neuem und kehrte, wenn auch geschwächt, unter die Herrschaft des Willens und Verstandes seines Besitzers zurück.

Die erste Anwendung, welche Mr. de Groot von der wieder erlangten Redekraft machte, war die, daß er den Namen seiner Tochter aushauchte.

„Rufen Sie Mary, rufen Sie sie!“

Erst nachdem er diese Bitte mit einem vorwurfsvollen Blicke auf den jungen Mann wiederholt hatte, gehorchte ihm Alban mit einigem Widerstreben. Er

schritt durch das leere Zwischenzimmer und klopfte an die Thür der Damen. Trotz des Ernstes der Umstände pochte sein Herz heftig, als er sich schüchtern dem geweihten Aufenthalte des Mädchens seiner Liebe näherte. Es erfolgte keine Antwort und er klopfte von Neuem und lauter. Ein leichter Schritt sprang an die Thür.

„Wer ist da?" fragte eine Stimme, wie der silberne Schlag einer Uhr.

„Ihr Vater befindet sich schlimmer und verlangt nach Ihnen," antwortete sein tiefer männlicher Ton.

„Ich komme!" sagte die Jungfrau.

Mary erschien nach unglaublich kurzer Zeit.

Die Pause in dem Anfalle war aber bereits vorüber. Sie kam nur, um von einer Wiederholung des furchtbaren Paroxysmus, welchen wir bereits beschrieben haben, Zeuge zu werden. Der Körper des Dulders erstarrte von Neuem mit einer Plötzlichkeit und Gewaltsamkeit der Muskelzusammenziehung, die ihn wie vorher halb aus dem Bette warf. Von Neuem stieß er ein sinnloses Geheul aus und seine Augen verdrehten sich gespenstisch, daß man fast nur das Weiße sah.

„O, liegt mein Vater im Sterben?" fragte sie zitternd und sich an dem niedrigen Bette auf die Kniee werfend.

„Hoffentlich noch nicht."

„Wo ist Pater Smith?"

„Fort, um Vincent zu holen."

Der Paroxysmus war bald vorüber; aber es schien Denjenigen, die bei ihm wachten, ein Jahrhundert zu sein. Atherton bemerkte, daß das Nachlassen ein weniger vollkommenes war, und daß besonders Mr. de Groot's gebietendes Auge nicht seine ganze helle, strahlende Intelligenz wieder erlangt hatte, wie vorher. Er blickte sie jedoch an und sprach:

„Mary!"

„Mein theurer Vater!"

„Das Kompagniegeschäft — es muß geschlossen werden," antwortete er.

„Sir?"

„Es muß eine gemeinschaftliche Firma werden," sagte er, sie peinlich anblickend.

„Er phantasirt, Mr. Atherton!" flüsterte sie.

„Ich meine die Kompagnie — ich habe mit beiden — Parteien davon gesprochen!" sagte ihr Vater, der offenbar um passende Worte in Verlegenheit war. „Du mußt Einer von den Kompagnons werden." Er suchte offenbar in seinem Gedächtnisse nach einem Ausdrucke, um ihnen seinen Sinn zu verstehen zu geben.

Beide begriffen ohne Zweifel vollkommen, was er beabsichtigte; aber doch konnten ihm weder sie noch er heraushelfen. Natürlicher Weise vermochte es die Tochter nicht, und der junge Mann wurde durch eine Menge von Gefühlen, hauptsächlich aber durch ein un=

widerstehliches Schamgefühl, wie es in der Jugend natürlich ist, davon abgehalten.

„Mein lieber Vater!“ sagte Mary, „suchen Sie sich zu erinnern, daß Gott die Welt also geliebt hat, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, damit, die an ihn glauben, das ewige Leben haben mögen.“

Sie sprach leise, heftete ihre Augen aber fest und hell auf die seinen.

„Ja, Du und er —“ er blickte auf Atherton; „ich habe nie — in etwas — dergleichen spekulirt,“ antwortete ihr Vater; „aber Ihr müßt — Euch verbinden — Ein Interesse —“

Die Konvulsion nahte bereits heran, wie eine rückkehrende Welle, die den fluthbespülten Strand höher als ihre Vorgängerin aufhob. Im nächsten Momente war alle Besinnung und Selbstbeherrschung überfluthet, wie einem Badenden der Athem durch das wilde Heranbrausen der Brandung benommen wird.

Pater Smith kehrte erst mit dem auf seinen Arm gelehnten alten Vincent zurück. Der Greis schwankte an das Bett und legte seine zitternden Finger an das Handgelenk des Patienten. Alban und Mary tauschten Blicke aus, welche bewiesen, wie geringes Vertrauen sie zu dem bejahrten Indianer fühlten, dessen vom Alter beinahe völlig zusammengekrümmte Gestalt, theilweise Taubheit und wildes, verworrenes

Haar ihm weniger das Aussehen einer ehrwürdigen Weisheit als einer wilden Gebrechlichkeit verliehen.

Sobald der Paroxysmus vorüber war, gab ihm Vincent jedoch einen Trank ein, welchen Mr. de Groot unterwürfig zu sich nahm. Es war Lobelia, und hatte ihr charakteristisches Symptom des augenblicklichen Erbrechens und einer vollständigen Erschlaffung zur Folge. Anfangs von seiner Tochter gestützt, sank Mr. de Groot, nachdem sie zurückgetreten war, völlig entkräftet auf sein Kissen zurück. Die Wirkung auf die Krämpfe war aber unverzüglich und wunderbar. Sie kehrten, nachdem er die Arznei eingenommen hatte, nicht mehr zurück, und etwa zwanzig Minuten darauf war er eingeschlafen.

Sobald dies geschah, zog sich der Missionär in das äußere Zimmer zurück und warf sich auf sein Bett; auch der alte Vincent schwankte in das gleiche Zimmer und legte sich in einer Ecke nieder, indem er seine Decke fester um sich zog. Atherton und Mary de Groot blieben am Krankenbette zurück.

Alban beobachtete seine Gefährtin, deren Augen auf ihren Vater gerichtet waren. Ihr Gesicht brannte von einer ungewöhnlichen Aufregung. Mary's Lippen waren schön geformt, aber ungemein voll, und ihr Mund eher edel und ausdrucksvoll zu nennen, als zart, wie der Jane's. Für gewöhnlich drückten der volle Apfel und dunkelgraue die Iris ihres schönen Auges mehr Nachdenken als Gefühl aus — aber dieser sy-

billinische Blick wurde zuweilen in einem Momente mit einem leuchtenden Feuer weiblicher Weichheit vertauscht, welchem sich um so schwieriger widerstehen ließ, als es vollkommen unerwartet kam. Es war einer von den letzteren Blicken, welchen sie plötzlich und offenbar eine Zeitlang ahnungslos auf Alban warf. Sie hatte sich in der Eile und im Dunkel und unter dem Antriebe der Bestürzung angekleidet. Während sie, vorwärts gebeugt, Atherton gegenüber am Bette saß, waren eine Menge leichter Spuren dieser Nachläßsigkeit sichtbar, die bei einer Andern vielleicht ungraziös gewesen sein würden, aber ihr einen neuen Reiz verliehen. Ihre nachläßsig zurückgestrichenen Rabenlocken, welche ihre Ohren halb verbargen und auch sonst in bedeutender Unordnung waren, hätten dessenungeachtet wegen ihrer wallenden, massigen Schönhei auf den Wunsch eines Bildhauers so angeordnet sein können. Der weder von einem Kragen noch von einem Tuche verborgene Hals unterstützte durch seine schöne Schwingung und schneeige Weiße diesen unvermeidlichen Gedanken an eine herrliche Statue, und die spärliche Bekleidung ließ die wellenförmigen, von allen Uebertreibungen freien Umrisse der gebeugten, schamhaften Jungfrauengestalt reiner hervortreten.

Wenn der von der Krankheit abgezehrte und von dem energischen Gifte der indianischen Pflanze darniedergeworfene Vater ein Bild des Todes war, so gab die an seinem niedrigen Lager sitzende Tochter eben so

sehr ein Bild des jungen und anmuthigen Lebens ab, als ob dieser malerische Kontrast von dem stets thätigen unsichtbaren Künstler, den Menschen den Zufall und Götter die Vorsehung nennen, beabsichtigt gewesen wäre.

Atherton wurde von ihrem eigenthümlichen, unbewußten Blicke tief bewegt, obgleich er ihn um die Welt nicht beunruhigt haben würde. Es war, wie wenn ein junges Reh (denn dies kommt bei allen Geschöpfen vor, deren Instinkt der der Flucht ist) von einem im Walde umherstreifenden Menschen aufgescheucht wird, und es ihn anfangs mit seinen sanften dunkeln Augen in einer Art von Traum unverwandt anblickt und er sich zu bewegen fürchtet, weil er weiß, daß der erste Schritt, das Ausstrecken einer Hand dasselbe veranlassen wird, erschrocken in den Wald zu springen.

So wurde die Scene mit jedem Augenblicke stiller und athemloser, bis Alban beinahe das Klopfen seines eignen Herzens hören konnte.

Es konnte wohl sein, daß ein Theil dieser Schönheit subjektiv war, und der tiefen geistigen Zärtlichkeit und innern Anbetung des Hinblickenden entsprang. Ein Anderer würde vielleicht nur ein ganz hübsches, aber nicht so nett wie gewöhnlich gekleidetes Mädchen wahrgenommen haben, wo Atherton eine halb himmlische Schönheit und Majestät und eine über alle Bemäkelung erhabene Ziemlichkeit erblickte, und es war

sicher, daß, während seine Verehrung für sie auf diese Probe gestellt, zu ihrer größten Höhe erhoben wurde, dies mit seiner Liebe und seinem mannhaften Muthe im gleichen Maße der Fall war.

Er dachte in seiner leidenschaftlichen Träumerei, daß er die Hand des Himmels ihn herbeiwinken sehe. Es war drei auf einander folgende Tage lang allnächtlich so gewesen, als ob ihm ein Engel die Jungfrau zugeführt habe, wie Eva dem Adam von seinem Schöpfer zugeführt worden war. Und endlich hatte eine Stimme von menschlichen Lippen gesprochen und ihn geheißen, sie zu nehmen, denn sie gehöre ihm. Die Jugend ist voller Illusionen, aber es dürfte vielleicht fromm sein, zu denken, daß dies nicht ganz eine war, da jedes Haar auf unserm Haupte gezählt ist und zu seiner Zeit eben so sicher fällt, wie ein Jahrhunderte altes Reich.

Mary kam mit einem leichten Zusammenschrecken wieder zu sich, lenkte ihre Blicke von Alban ab und sagte mit einiger Verlegenheit, daß ihr Vater jetzt so ruhig und ihre Anwesenheit deshalb nicht mehr nöthig sei, daß aber Mr. Atherton sie wieder rufen könne, wenn es nothwendig sein werde, worauf sie sich mit tief verschämter Miene erhob. Sie mußte an ihm vorübergehen. Er sprang auf und hielt sie zurück, indem er ihre Hand erfaßte.

„Sie dürfen nicht gehen,“ sagte er mit zunehmender Kühnheit. „Nein, ich darf dieser weichen Hand

nicht wehe thun!“ Er schlang seinen Arm um ihren Leib und hielt sie fest gefangen.

„Das von Ihnen! Pfui! — Lassen Sie mich augenblicklich los!“

„Ganz gewiß nicht!“

„Ei! was hat das zu bedeuten?“

„O Mary, Sie wissen so gut wie ich, was es zu bedeuten hat. Ich liebe Sie — aber darauf berufe ich mich jetzt nicht. Ich deute auf Ihren Vater und nehme Sie im Namen des kindlichen Gehorsams in Anspruch. Wenn Sie wünschen, daß er genesen soll, so müssen Sie ihn über diesen Punkt beruhigen. Sie haben ihn heute Abend wohl verstanden — Sie wußten schon vorher, was er sagen wollte.“

Sie war vollkommen passiv, ließ aber wie beschämt den Kopf hängen. Sie weinte sogar.

„Wollen Sie mich einer Verrätherei gegen meine Freundin schuldig machen?“

„Gegen Jane? — Sie ist meine Schwester. Schon beim bloßen Gedanken, sie auf eine andere Weise zu lieben, erfüllt mich ein heiliger Schauder. Ich habe überdies ein Gelübde gethan, nie ein meinem Glauben fremdes Mädchen zu heirathen — ich habe es schon längst gethan, als ich noch dachte, daß Sie in einem Kloster seien.“

„Gütiger Himmel!“ rief sie mit einem purpurnen Erröthen, indem sie sich mit unendlicher Wärme zu ihm wendete und sich beinahe von ihm losmachte.

„Lassen Sie mich los, Alban, wenn Sie mich nicht zwingen wollen, ein Gelübde zu thun, welches Ihnen leid sein würde."

„Sie werden sicherlich nicht so übereilt handeln, ohne den Rath eines Beichtvaters ein Gelübde abzulegen," antwortete er mit einem spöttischen Lächeln.

„Redet keine übereilten Worte!" sagte eine Stimme hinter ihnen.

Beide blickten sich um und Mary wendete sich instinktmäßig mit einer schnellen Bewegung, als ob sie im Begriff sei, ihr Gesicht an seiner Brust zu verbergen, zu Atherton. Der Missionär stand mit gekreuzten Armen und auf den Boden gehefteten Augen unter der Thür.

„Sprechen Sie keine übereilten Dinge, meine Tochter, und Sie, Mr. Atherton, geben Sie die junge Dame frei, deren Schamhaftigkeit in Ihren rauhen Armen leidet."

Der Jesuit sprach mit der Autorität, welche der Priester nie verlieren soll, und Mary machte eine kleine zusammenschreckende Bewegung, als ob sie augenblicklich losgelassen zu werden erwarte. Aber in den Adern des jungen Atherton wallte das Blut aller seiner puritanischen Väter, und sie waren stolzer wie Kastilianer, ruhiger wie indianische Sachems gewesen. Auch sein Gesicht war geröthet, und zwar von dem Bewußtsein der glücklichen Liebe — denn jedes Wort, jede Bewegung Mary's hatte unbewußt

ihre Zuneigung verrathen — und der ersterbende Vater hatte ihn gestärkt. Statt sie loszulassen, setzte er sich trotzig auf den einzigen Flechtwerkstuhl, welchen das Zimmer enthielt, und zog sie trotz ihres verschämten Widerstandes auf sein Knie.

„Atherton — das ist wirklich lieblos — in Gegenwart eines Dritten! — Schämen Sie sich, Atherton! Lassen Sie mich frei!“

„Scham und Sie können nicht zusammenkommen,“ antwortete Alban zärtlich.

„Sie sind dem Pater Smith ungehorsam!“ rief sie.

„In Gegenwart des Vaters, der Sie erzeugt hat und von dem sie mir gegeben sind, soll Sie kein Mann aus meinen Armen nehmen — am wenigsten aber ein Priester, der Sie nicht einmal anrühren darf, um Sie zu retten, — der, grauhaarig wie er ist, jetzt seine Augen nicht einmal zu Ihnen erheben darf. Ich wage es,“ fügte er hinzu, indem er triumphirend die sanfte, aber unwiderstehliche Umarmung enger schloß, die ihr alle ihre moralischen und physischen Kräfte raubte; „denn ich weiß, daß Ihr Herz mir gehört und Sie leugnen es auch nicht, und der einzige Grund, den Sie aufstellen, um mir Ihr Wort zu verweigern, ist ohne Zweifel edelmüthig, edel und uneigennützig, aber einer, den ich keinen Augenblick zugestehen kann.“

„Es ist nicht der einzige," murmelte sie. „Kann ich thun, was Mr. Atherton verlangt?" sagte sie mit demüthiger Stimme zu dem Jesuiten, indem sie den Kopf halb nach ihm umwendete.

„Natürlich! — das heißt — sind Sie durch kein Gelübde gebunden?" fügte der Jesuit vorsichtig hinzu.

„Aber soll ich das, was vielleicht Neigungen des Himmels gewesen sind, unbeachtet lassen, Pater?"

„Der Wille Gottes wird durch seine Vorsehung deutlicher ausgesprochen, als durch solche innere Regungen, die vielleicht doch von der Natur ausgehen oder selbst Blendwerke des Satans sind, um uns mit Stolz zu blähen und uns zum Falle zu bringen!" sagte der Missionär mit einer Beimischung von Strenge.

„Ich hätte dies gern in Abgeschiedenheit — mit Gebet und weisem Rath — zur Gewißheit gebracht," sagte Mary mit einem Blicke nach dem bleichen Gesichte ihres Vaters auf dem noch weißeren Kissen.

„Ein jedes solches Versprechen," sagte der Priester nachdrücklich, „schließt die Bedingung ein, daß Sie nicht später einen höheren Zustand wählen. Sie können es daher ohne Gefahr ertheilen, meine Tochter, wenn Sie, von jenem heiligen Streben abgesehen, den Willen haben, Ihrem Vater zu gehorchen."

„Natürlich habe ich den,“ antwortete sie. „Nun, Mr. Atherton,“ fügte sie leise hinzu, „lassen Sie mich um Gotteswillen los.“

Er küßte sie leise — so leise, daß sie es kaum bemerkte — und gab sie frei. Sie entfloh eilig.

Sechstes Kapitel.

„Peccavi!“ sagte der junge Mann in einem halb reuigen Tone.

„Vere peccasti, mi fili,“ antwortete der Priester mit einem leisen ernsten Lächeln. „Möge der, welcher unsere Gebrechlichkeit kennt, Ihnen verzeihen.“

„Sagen Sie mir als Freund, worin ich gesündigt habe.“

„Als Freund habe ich keine Kenntniß von der Sache,“ antwortete der Jesuit.

„Nun dann als Beichtvater!“ antwortete Alban demüthig.

„Ihre Uebereilung, mein Sohn, hat vielleicht eine Heilige verdorben; ich habe fast noch nie bei einer Neophitin eine standhaftere oder zur Kasteiung ihres eignen Willens entschlossenere Seele gefunden.“

„Im Ehestande kann sie ebenfalls nach dieser Vollkommenheit streben,“ antwortete der junge Mann.

„Es wird ohne Zweifel Raum dafür vorhanden sein," antwortete der Jesuit abermals lächelnd.

„Ich würde nie gegen einen göttlichen Beruf eingeschritten sein," sagte der junge Mann; „als ich aber fand, daß sie für die Liebe nicht unempfindlich war —."

„Das beweist nichts!" unterbrach ihn der Missionär ziemlich schnell; „es beweist nichts gegen ihren Beruf! Es gibt auf der Seite der Natur keine erdenkliche Schwäche, die nicht mit einem wahren Berufe verträglich wäre, wenn Gott die nöthige Gnade dazu gibt."

„Es ist mir bekannt, Pater, daß wir aufgefordert werden können, unsern theuersten Neigungen zu entsagen — aber ich glaubte, bemerkt zu haben, daß die Großmuth gegen eine Andere und nicht ein reines Streben nach einem vollkommeneren Zustande die Quelle des Widerstrebens Mary's war. Von da an fühlte ich mich berechtigt, eine sanfte Gewalt anzuwenden, als ich mich auf die Ansprüche berief, welche mir die Wahl ihres Vaters verliehen hatte. Wenn sie fühlte, daß ich ihr Unrecht that, so hätte sie entrinnen können — ja — in jedem Augenblicke."

„In sehr wenigen Jahren wird diese irdische Liebe vorüber sein, und wenn Sie so glücklich sind, den Himmel zu erreichen, so wird eine lange Aussicht auf Seligkeit im Anschauen Gottes selbst vor Ihnen liegen. Diese Dinge werden Ihnen dann sehr unbedeutend er-

scheinen," sagte der Pater, indem er seine Hand auf die Schulter des jungen Mannes legte.

„Aber wir sind jetzt auf der Erde," antwortete Atherton, „und es scheint doch, als ob Miß de Groot noch das Recht habe, das Kloster aufzusuchen, wenn sie wirklich dazu berufen ist."

„Wenn sie selbst schon ihr Wort am Altare verpfändet hätte, so würde sie noch dieses Recht besitzen, mein junger Freund; so lange sie nur versprochen und nicht übergeben ist," fügte der Priester mit Nachdruck hinzu, „kann sie es wählen, sich dem Herrn zu weihen. Vergessen Sie das nicht, mein Sohn."

„Ich werde es nicht thun," antwortete der Jüngling mit Wärme. „Zu gleicher Zeit thut es mir nicht leid, ihr eine mannhafte Liebe, die ich vollkommen fühlte, zu erkennen gegeben zu haben."

„Nun ich denke nicht, daß darin eine Sünde lag," antwortete der Jesuit.

Als Atherton aber am folgenden Tage seinen Wunsch zu erkennen gab, die gegenwärtige Gelegenheit zu benutzen, um über die Schwelle, auf welcher ihn die Vorsehung so lange festgehalten hatte, zu schreiten, legte der gute Pater eine Warnung ein.

„Ihr Wunsch ist löblich; Sie bedürfen allerdings der Gnadenmittel, welche unser gütiger Gott zu gewähren so bereit ist — aber dies ist ein großer Schritt. Es ist für Ihr geistiges Wohl höchst wichtig, daß Sie ihn mit einer von den Schlacken der irdischen Wünsche

völlig gereinigten und durch die Betrachtung Gottes zum Einathmen der Himmelsluft, die Sie dann in einem nicht bildlichen Sinne einathmen werden, geschickt gemachten Seele thun. Ich möchte Ihnen rathen, sich auf einige Zeit aus der Gesellschaft Ihrer Freunde zurückzuziehen und einige Tage in Betrachtung und Gebet zuzubringen."

„Sehr gern," sagte Atherton, „vorausgesetzt, daß ich meinen nächtlichen Posten an der Seite unsers Patienten nicht zu verlassen brauche."

„Das braucht diese fromme Vorbereitung nicht zu beschränken," antwortete der Jesuit; „es steht vielmehr im vollkommenen Einklange mit den Ideen unseres heiligen Vaters Ignatius, daß alle blos äußerlichen Umstände der Zurückgezogenheit wegfallen können, wenn die Gelegenheit dazu günstig ist. Sie können sich sogar Ihren Betrachtungen mit besonderem Vortheil am Bette eines kranken und vielleicht sterbenden Menschen hingeben, und den Tag über, von dem Sie einen Theil zur Ruhe bedürfen werden, kann ich Ihnen die vollkommenste Abgeschlossenheit, die Sie u wünschen vermögen, sichern."

Dies wurde zur Ausführung gebracht.

Etwa eine halbe Meile von dem Missionshause, in einem Haine, welcher die Aussicht auf den See gewährte, stand eine einsame Hütte, welche lange unbewohnt gewesen war. Der zu ihr führende Weg war abgeschieden, indem er zuerst über den hügeligen Be-

gräbnißplatz des Stammes, dann durch einen dichten Wald und endlich an dem See hinführte. Hier schlug Atherton den Tag über sein Quartier auf; seine Mahlzeiten wurden ihm von einem indianischen Knaben gebracht. Er kam nur bei Nacht in die Mission und sah dort Niemand, als Mr. de Groot und den Missionär.

Mr. de Groot hatte gewöhnlich im Laufe der vierundzwanzig Stunden zwei Paroxysmen seiner entsetzlichen Nervenkrankheit, und sie fielen fast stets in die Nacht; aber Alban's Beistand war das Einzige, was er jetzt verlangte oder auch nur gestattete. Die Praxis des alten Vincent war einfach. Bei jeder Wiederkehr der furchtbaren Krämpfe verstärkte er heroisch die Dosis des mächtigen Mittels, wodurch es ihm ein Mal gelungen war, sie zu beherrschen, und erzeugte auf diese Weise ein vorübergehendes Nachlassen, wenn auch die Kräfte des Patienten mit jedem Tage abnahmen.

In diesem schauerlichen Krankenzimmer war es, daß Atherton die Betrachtungen über den Tod, das Jenseit und den Zustand der Verdammten hielt, die großen Gewißheiten, von denen die ersteren Beiden einen Jeden früher oder später ereilen müssen, und von denen der Letztere das Theil eines Jeden werden kann. Es ist aber nicht unsere Absicht, unserm Helden bei dieser berühmten Disciplin — dem Organon des Willens, wie man sie nennen

kann — der geistlichen Geometrie Loyola's zu folgen, durch welche der Geist wahrhaft von seinen Abgöttern gereinigt, die Leidenschaften beruhigt werden und die Stimme Gottes in der Seele hörbar gemacht wird.

Die reinigende Wirkung der Betrachtung und Einsamkeit ist selbst von den Heiden zugestanden worden; aber die Thaten und Leiden des Gottmenschen, die unaussprechliche Lieblichkeit seines menschlichen Charakters und die unendliche Majestät seines göttlichen, bieten allein den Stoff dar, an welchem diese wahrhaft geistigen Exercitien angewendet werden können, um das Herz umzuwandeln und zu heiligen. Wir sind fest überzeugt, daß Viele — sehr Viele — von unsern protestantischen Freunden so aufrichtig den Wunsch hegen, Gott zu lieben, daß sie, wenn sie nur wissen könnten, was eine Zurückgezogenheit ist, augenblicklich den Zulaß in eine Kirche nachsuchen würden, die allein dieses mächtige Gnadenmittel besitzt und anzuwenden versteht.

Während sich Atherton so in der Zurückgezogenheit befand, sahen ihn unsere schönen Freundinnen — zu denen wir zurückkehren müssen — nie, wenn wir etwa den flüchtigen, unwillkürlichen Blick ausnehmen, welchen Mary bei der Messe auf ihn werfen konnte.

Die Letztere war fast den ganzen Tag über bei ihrem Vater — denn zuweilen sendete er sie hinweg, damit sie sich Bewegung machen möge, wo dann Margarethe, dem Anscheine nach zu Mr. de Groot's großer

Zufriedenheit, ihre Stelle einnahm. Seine Krankheit hatte das Eigenthümliche, daß er bei Nacht am meisten von ihr litt und der Tag vergleichsweise eine Periode der Unterbrechung war. Man hätte wirklich denken sollen, daß die Pflege und Gesellschaft seiner Tochter ihm in diesen Stunden, wenn überhaupt, willkommen gewesen wären, und doch lag es am Tage, daß er ihre Gegenwart eher duldete, als an ihr Vergnügen fand. Dessen ungeachtet war er unruhig, wenn er sie zu der Stunde, wo sie erscheinen sollte, nicht wahrnahm; aber sobald er sich überzeugt hatte, daß sie sich in der Mission befand, schien es ihm wirklich am liebsten zu sein, wenn er sie nicht erblickte. Einige von ihren Stellungen und Bewegungen im Zimmer umher, oder an seinem Bette schienen ihn mehr als andere unmuthig zu machen, oder zu erschrecken. Es gibt viele kranke Personen, die in dieser Beziehung äußerst eigen sind, besonders die an Nervenkrankheiten Leidenden. Gewöhnlich ist es aber ein Mangel an Grazie, eine Eckigkeit der Haltung, eine unbeholfene oder übereilte Bewegung, welche ihnen anstößig erscheint. Was ihrem Vater an Mary de Groot mißfiel — wenn es Mißfallen war — oder auf alle Fälle unangenehm berührte, war dagegen die eigene charakteristische Eleganz ihres Wesens, wenn sie an seinem Bette saß — eine edle Wendung des Kopfes, wenn ein leichtes Geräusch ihre Aufmerksamkeit erregte, oder Jemand sie anredete, und die jung-

fräuliche Grazie der Bewegung, die sie an den Tisch trug, um etwas von ihm Verlangtes zu holen, oder sie an seine Seite führte, wenn er rief. Ueberdies hatten unsere jungen Damen zu jener Zeit noch nicht gelernt, durch uns räthselhafte Mittel die Abwesenheit eines Reizes zu ersetzen, den die allgütige Natur in andern Ländern der frühesten Periode des mannbaren Alters verliehen hat. Aber Mary de Groot hatte, obgleich ihre Gestalt schlank, gerade und elegant war, doch mit dem milesischen und provençalischen Blute in ihren Adern eine vollere Gestalt ererbt, als ihre amerikanische Herkunft ihr gewährt haben würde, so daß sie, wie die Knospe auf den Gedanken an die Rose brachte, natürlicher Weise ihren Vater an Diejenige erinnern konnte, an deren Brust sie in ihrer Kindheit geruht hatte, und sich unwillkürlich als die brütende Sängerin eines künftigen Nestes zu verkünden schien, die das Herz ihres Gatten bezaubern und ihren Kleinen Nahrung bringen würde. Dies hätte ihm wirklich gefallen sollen; es erfüllte ihn aber, wie gesagt, mit einer seltsamen Unruhe. Nichts konnte ihn indeß mehr ärgern oder, um genauer zu sprechen, erschrecken, als daß sie ein Mal mit Pater Smith in seiner Muttersprache, dem Französischen, redete, und ihn einfach „Mon père“ nannte.

„Mein Kind!“ rief er seltsam bewegt — „thue das nie!“

Mary selbst war trotz eines gewissen Frohsinns,

Bayerische Staatsbibliothek München

der das Leben eines vor Kurzem mit dem Geliebten verlobten Mädchens färben mußte, träumerisch. Es war ein bewegtes Glück, welches sich ohne Zweifel mit einer Menge von Befürchtungen mischte, und diese hatten ihren Ursprung nicht ganz in der gewöhnlichen Quelle. In ihrem Geiste waltete noch immer ein hochherziger Vorsatz, den sie von dem ersten Zusammentreffen mit den beiden Cousins am Fasanensee zu Anfang ihrer Reise her gehegt hatte.

Die Abwesenheit ihres Cousins und die Krankenzimmerbeschäftigungen ihrer Freundin ließen Jane völlig allein, außer wenn Mary auf das Gebot ihres Vaters heraus kam, um ihren täglichen Spaziergang zu machen. Jane begleitete sie natürlich in diesem Falle und schien von Beiden die Heiterste zu sein.

Am dritten Tage (es war Sonnabend) wanderten sie weiter als gewöhnlich, denn Mary war früher fortgeschickt worden und der Nachmittag mild und schön. Sie machten einen Umweg an einigen gelben Stoppelfeldern vorüber, die von Sommerfäden schimmerten, und durch ein von Hähern und Eichhörnchen belebtes Gehölz. Sie scheuchten einige Rebhühner auf, als sie über eine lange dichtbebuschte Strecke von sumpfigem Boden gingen und gelangten darauf in eine Gegend voll hoher Brombeerbüsche, die aber sämmtlich durch den Frost ihre Früchte verloren hatten. Jane fand an diesem Spaziergange, der ihr nach ihren neuerlichen Erfahrungen mühelos vorkam, Genuß.

Am Rande der Prairie, wo der Cederhain halbmondförmig zurück wich, setzten sie sich auf einen umgefallenen Baum nieder, um auszuruhen, und Mary theilte Jane ihre Verlobung mit, worauf diese geradezu ohnmächtig wurde.

Mary verhinderte sie am Fallen und legte sie sanft auf das Gras. In der Nähe murmelte eine Quelle; im Walde fehlt es selten an einer solchen. Mary eilte hin und füllte ihre Hände mit Wasser. Es gelang ihr, genug zurückzubringen, um das Gesicht ihrer Freundin zu bespritzen; sie lockerte den Gürtel ihrer braunen Leinenkleidung.

„Sie müssen mich für ganz verrätherisch halten," rief Mary de Groot, sobald sich ihre Freundin hinlänglich erholt hatte, um sie anhören zu können. „Sie sind Alban's Grundsätzen zum Opfer gefallen, Jane; Sie sind weit einnehmender als ich und er fühlt es gewiß. Wenn Sie Katholikin gewesen wären und nicht seine Cousine, so würde ich keine Aussichten gehabt haben."

Jane betrachtete sie Anfangs mit Blicken zorniger Abneigung, brach darauf in Thränen aus, verbarg ihr Gesicht und flehte sie an, ihr Geheimniß zu bewahren.

„Ich bin ein Weib," sagte Mary, „und hege einige Rücksichten auf die Ehre meines Geschlechts."

„Er weiß es bereits," fragte Jane verwirrt.

„Daß Sie ihn leiden können," antwortete ihre

Rivalin nachlässig; „aber das ist nichts. Alban hat sicherlich keine Idee von der Stärke, welche unsere Gefühle in einem solchen Falle haben können."

„Sie lieben ihn wenigstens — jetzt werden Sie es gestehen," sagte Jane, indem sie ihr Gesicht abwendete.

„Ich theile diese Schwäche mit Ihnen," antwortete Mary erröthend.

„Vor drei Tagen haben Sie es noch geleugnet."

„Ich habe nur geleugnet, daß ich auf Sie eifersüchtig sei."

„Sie wußten, daß Sie keinen Grund dazu hatten," sagte Jane bitter.

„Nein, so eitel war ich nicht; aber ich zog Ihr Glück aufrichtig dem meinen vor. Es war wirklich so. Die Absicht, womit ich das sagte, war die, Sie vor dem Abgrunde zu warnen, an welchem Sie spielten, wenn Sie nicht Ihren Geist den Ansprüchen unsers Glaubens öffneten. Ich hatte mir fest vorgenommen, nicht Ihre Rivalin zu sein, war es aber unwillkürlich jeden Augenblick."

„Sie nehmen für sich stets eine unmögliche Großmuth in Anspruch!" rief Jane, indem sie aufstand und sich mit einer unendlich stolzen Miene wieder auf den Baumstamm setzte.

„Jawohl, sie ist möglich," antwortete Mary, sich mit einfacher und einnehmender Ruhe an den großen Cederstamm lehnend; „die Liebe ist für Sie Alles, für

mich darf sie nur sehr wenig sein. Meinem Glauben nach ist das Leben der Nonnen in einem Kloster die höchste Bestimmung des Weibes. Wenn ich durch eine That vollkommener Selbstverleugnung die Gnade erlangen könnte, meinen Beruf zu demselben deutlich zu sehen, so würde ich wahrhaft glücklich sein, und überdies liebe ich Sie innig — obwohl Sie mich hassen, wie es natürlich ist, liebe Jane. Ich weiß, daß Sie es thun."

„Ein jedes Ihrer Worte ist ein Dolchstich," sagte Jane.

„Das beabsichtige ich nicht; ich sage diese Dinge nicht, um über Sie zu triumphiren. Gott ist mein Zeuge, daß ich, wenn mein Aufgeben Alban's und das Nehmen des Schleiers Ihr Glück sichern würde — bereit bin, das Erstere jetzt zu thun."

„Sie wollten in ein Kloster gehen, um Ihren Verlobten einer Andern zu überlassen? Sie denken doch nicht, daß ich das glauben werde?" rief Jane gereizt.

„Das habe ich nicht gerade gesagt," antwortete Mary de Groot; „ich kann kein religiöses Gelübde ablegen, ohne einen höhern Beweggrund dafür zu haben, als das Mitleid für eine Rivalin, oder die Großmuth gegen eine Freundin; aber mein eigenes, persönliches Glück bin ich vollkommen bereit dahin zu geben. Ich würde Ihnen meine Rechte abtreten, wenn

ich es könnte, und Sie glücklich machen. Ich sehe, daß Sie mir nicht glauben.“

Jane schüttelte ungläubig den Kopf.

„Sie sind meine Freundin und meine Schwester,“ fuhr Mary fort, „und ich weiß, was dieser Eigenschaft geziemt. Wir haben unsere Köpfe im wilden Walde auf das gleiche rauhe Kissen gelegt — warum wollen Sie bezweifeln, daß ich lieber Alles erleiden würde, als Sie des eignen glücklichen Schlafes zu berauben und Sie insgeheim bittere Thränen vergießen zu lassen? Weiß ich nicht selbst, was das ist?“

„Sie?“

„Ja. — Denken Sie, daß meine Liebe zu Ihrem Cousin nicht älter ist, als unsere Waldreise? Und doch wählte ich Sie zu meiner Begleiterin, obgleich ich sah, daß Sie eine Rivalin waren und fühlte, welch' eine gefährliche Sie werden konnten. Und damals liebte ich Sie noch nicht, wie ich es jetzt thue. Jane, habe ich Sie nicht bei jedem Anlasse vorangestellt, bis eine Fortsetzung dieses Benehmens eine größere Koketterie geschienen — ja gewesen sein würde? — Habe ich daraus Vortheil gezogen, daß Sie Protestantin sind? — Ich versichere Ihnen auf die Ehre eines Mädchens, daß ich, als Alban mir seine Liebe erklärte, ihn gar nicht anhören wollte, bis er sagte, daß er ein Gelübde gethan habe, nie eine Andersgläubige zu heirathen. Konnte ich mehr thun?“

„Sie sind sehr ehrlich und großmüthig gewesen,“

sagte Jane unwillkürlich überzeugt; „aber ich hatte nicht geglaubt, daß Alban so bigott sein könnte," fügte sie grollend hinzu.

„Es ist nicht Bigotterie — es ist gesunder Menschenverstand und gute Grundsätze, wie Sie selbst zugeben werden, wenn Sie darüber nachdenken," antwortete Mary mit holder Festigkeit, denn sie sah, daß Jane jetzt auf den Punkt gelangt war, wo sie es ertragen konnte, die Wahrheit zu hören.

Jane stritt über diese Frage nicht.

„Wozu sind uns diese starken Neigungen gegeben worden?" fuhr ihre Freundin fort.

„Um uns unglücklich zu machen!" sagte Jane in Thränen ausbrechend.

„Nun nicht gerade, um uns glücklich zu machen — so viel ist gewiß. Ich habe mir seit zwei Tagen die Frage fortwährend selbst gestellt — ich habe stets die Idee gehabt, daß, wenn ich mich jemals verheirathe, dies geschehen würde, weil ich entweder verliebt wäre, oder weil mein Papa es sehr wünscht. Aber dies sind, wie es mir scheint, keine guten Gründe, wenn das Heirathen nicht unser geistiges Wohl und das Anderer befördert. — Denken Sie nicht auch?"

„Gewiß!" sagte Jane mit der größten Gleichgiltigkeit.

„Wie kann es dann wohlgethan sein, sich mit einem Menschen zu verheirathen, der uns, statt uns in der Uebung unserer Religion — die ich unbedingt

für wahr halte — beizustehen, aller Wahrscheinlichkeit nach von ihr abwendig machen wird? Und dann die Andern, um deren willen dieser heilige Stand eingesetzt worden ist, wie es uns der Katechismus lehrt, wie können sie," fuhr sie, zu unschuldig, um zu erröthen, fort, „wie können sie — in der Zucht und Lehre des Herrn erzogen werden, wenn die Eltern nicht darüber einig sind, was diese Lehre ist, wenn sie nicht den gleichen Glauben haben, nicht das gleiche Sakrament empfangen — nicht die gleiche Kirche besuchen — und nicht in der gleichen Bibel lesen? Denken Sie nur am meine eignen Eltern. Ei, es erscheint mir wahrhaft ungereimt."

Jane lächelte unwillkürlich.

„In diesem ernsten Lichte habe ich es nie betrachtet!" sagte sie.

„Ist dieses aber nicht das wahre Licht, in welchem es betrachtet werden muß? Ist es nicht herabwürdigend, in einer Verbindung zu leben, die so um ihren wahren, heiligen Zweck betrogen wird?"

„Ich habe nie so weit in die Zukunft geblickt," entgegnete Jane.

„Ich vor den letzten zwei Tagen eben so wenig. Ich muß gestehen, daß ich in der Zwischenzeit sehr viel über die Gründe nachgedacht habe, weshalb Alban Sie nicht heirathen darf, liebe Jane; wenn aber diese Gründe beseitigt wären, so könnte ich mich leicht entschließen, den flüchtigen Freuden dieses Lebens zu

entsagen" — sie schlug schnell an ihre Brust, eine ihr zur Gewohnheit gewordene Geberde, wenn sie tief bewegt war — „und mein Glück in Gott zu suchen."

„So lange aber diese Gründe fortdauern," sagte Jane mit einem unbeschreiblichen Ausdruck, „werden sie um keines andern Motivs willen von Ihrem Verlöbniß zurücktreten!"

„Ach, ich — liebe Atherton!" antwortete Mary de Groot, indem sie sich mit einer schüchternen Bewegung herabbeugte und ihr Gesicht in den Händen verbarg.

„Sie sind auch mit ihm verlobt," sagte Jane etwas streng; „ist das Ihrer Ansicht nach nichts?"

„Nichts gegen den Ruf des Himmels," sagte Mary schnell.

„Was hat er denn durch Ihr Versprechen gewonnen?"

„Was er gewonnen hat?" wiederholte Mary aufblickend mit einem verwunderten Ausdrucke und einem tiefen Erröthen. „Mir scheint es, als ob er Alles gewonnen hätte."

Jane weinte von Neuem. Die edle Haltung der Gedanken Mary's überzeugte sie tief, wie hoffnungslos der Kampf mit einer solchen — wie sie selbst sagte, Alban's weit würdigeren — Rivalin gewesen war. Die Einfalt eines jungen Mädchens und die Zärtlichkeit eines Weibes verschmolzen sich überdies so seltsam mit der intellektuellen Kraft, die sie stets

an Mary de Groot bemerkte und mit ihrer unerklärlichen Willensstärke. Mary war wirklich erst halb ausgebildet — aber an ihr waren bereits die Elemente des edelsten und fesselndsten weiblichen Charakters zu erkennen. Die hingebende Tochter, die hochherzige Freundin, die zärtliche Geliebte und die heroische Christin waren allerdings unentwickelt und noch nicht zum Einklang gebracht, aber ihr Typus vollkommen treu vorhanden.

Siebentes Kapitel.

Der schnelle Lauf der Ereignisse hatte nicht so viel Mitleid, wie das großmüthige Herz Mary de Groot's. Am Sonntagmorgen — am vierten Tage nach ihrer Ankunft — wurde die Messe spät gehalten, denn die Indianer kamen aus einiger Entfernung im Walde herbei, und Jane ging in dieselbe. Die Waldkirche war mit Menschen angefüllt und die Fremden aus dem Missionshause konnten nur mit Schwierigkeit dicht an dem Chorgeländer Platz erhalten. Und siehe da, ehe noch der Gottesdienst begann, aber in Gegenwart der bereits versammelten braunen Gemeinde, schwor Alban Atherton in dem Heiligthume öffentlich dem Protestantismus ab. Später erhielt er mitten in der geweihten Pracht der Messe — denn die Indianer führten die Musik eines großen französischen Komponisten, der vor anderthalb Jahrhunderten geblüht hatte, mit wunderbarer Richtigkeit auf — zur gewöhnlichen Zeit das Abendmahl. Jane wurde tief gerührt. Die Akoly-

then mit flammenden Fackeln, welche den Priester umringten, die reichen Gewänder des Letzteren, die Glocke, die leisen Worte, das ehrerbietig ausgespannte weiße Tuch, die gesenkten Köpfe der Kinder des Waldes, der entzückte Ausdruck Alban's und einiger Anderen, die mit ihm communicirten, die religiöse Ehrfurcht und der feste Glaube, wovon Alle durchdrungen waren, vereinigten sich zu einem Eindruck von der Gegenwart des Gottes Israel unter einem neuen Schleier mit noch nicht ganz verschwundenen Befürchtungen, daß sie einer abgöttischen Ceremonie beiwohne. Die Innigkeit und die Formen, von denen sie Zeuge war, machten sie im gleichen Maße wirr. War es denn ein auf Erden herabgesenkter Theil des Himmels, oder eine Ausdehnung des alten Reiches des Heidenthums? Sie war vollkommen irr. Die alten Gewißheiten waren hinweggespült worden wie von einer Fluth, auf der sie wie auf einem Wrack dahinschwamm.

Es verstrichen noch einige Tage. Alban's Periode der Zurückgezogenheit ging zu Ende und er wurde ihrer Gesellschaft wiedergegeben.

Mr. de Groot, dessen Schwäche täglich wuchs, wurde ängstlich darauf bedacht, die Verlobung zwischen seiner Tochter und dem jungen Atherton zur unverzüglichen Ausführung zu bringen. Jane's Herz erstarb in ihrem Busen, als Mary ihr mittheilte, daß diese Frage erhoben und der Entscheidung Alban's überlassen worden war.

„Sie sehen jetzt, daß mein Versprechen etwas Wirkliches war," sagte Mary de Groot, die natürlich weinte, und Jane küßte ihr mit bleichen Lippen die Thränen hinweg.

Die Entscheidung fiel jedoch anders aus, als sie es erwartet hatte. Vielleicht war in seiner Zurückgezogenheit eine Verwandlung über den Geist des Traumes des jungen Atherton gekommen; vielleicht trug aber auch nur sein ruhiges Urtheil die Oberhand über die Begier der Jugend davon, oder vielleicht bemerkte er die ungewöhnliche Blässe, womit seine Braut ihm die Entscheidung überließ; oder vielleicht wurde er auch ganz von den Motiven bewegt, welche er angab: nämlich, daß er noch nicht mündig sei, daß seine Eltern von der Verlobung nichts wüßten und daß er nicht heirathen könne, um von seinem Schwiegervater abhängig zu werden. Mr. de Groot beseitigte diesen Einwand mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit.

Atherton, bemerkte er, würde in ein paar Monaten mündig; sein Vater sei, wie er wisse, sehr von dem Wunsche erfüllt, daß die Liebe seines Sohnes zu seiner — Mr. de Groot's Tochter kein ungünstiges Ende nehmen möge, und die unangenehme Lage, in welcher Mary zurückbleiben würde, sei eine hinreichende Entschuldigung, um einige Förmlichkeiten zu vernachlässigen. Was die Abhängigkeit betreffe, so würde sein eigner Tod seinem Schwiegersohne den Besitz reichlicher Mittel verleihen. Es war sehr schwer,

dem Wunsche eines Vaters, die Heirath seiner Tochter vollzogen zu sehen, ehe er seinen letzten Seufzer aushauchte und sie bei Fremden in einer Wildniß unter dem ausschließlichen Schutze ihres Liebhabers zurückließ, Widerstand zu leisten.

Um Mr. de Groot zufrieden zu stellen, schlug Alban vor, sich mit ihr nach dem katholischen Ritus zu verloben, welcher, wie Pater Smith angedeutet hatte, unter den Indianern gebräuchlich war. Mary sagte: „O mein lieber Vater, lassen Sie es geschehen!" und Mr. de Groot beruhigte sich dabei, jedoch nicht ohne ein freundliches Spötteln über die Kälte des jungen Mannes.

Die Ceremonie fand am folgenden Tage statt. Die indianischen Mädchen schmückten Mary's Haar mit den letzten Blumen des Herbstes, von denen noch einige im Garten der Mission vorhanden waren, und ließen sie es nach ihrer Weise auf den Schultern tragen. Sie bekleideten sie — denn sie hatte kein eignes Festgewand — mit einer Tunika von Purpurtuch, welche, wie ihr blauer Ga=ka=ah oder Rock, mit dem reichsten Wampum gestickt war, und warfen darüber einen von ihren viereckigen blauen Wollenmänteln mit einer breiten Kante von der gleichen glänzenden Arbeit. Da ihre Schuhe ebenfalls abgetragen waren, versahen sie sie mit rehbraunen, mit Goldperlen gestickten Mocassins; über ihre Knöchel fielen hübsche

Pantaletten von Purpurtuch mit Fransen und reichlicher Stickerei in demselben Geschmacke.

Mary fügte sich mit leidender Miene in diesen Prunk, da sie fand, daß er ihren indianischen Freundinnen, die am Ende doch die Gesellschaft am Cedersee bildeten, gefiel. Sie sah in dem Kostüm, welches nur den Töchtern der höchsten Häuptlinge zu tragen erlaubt war, sehr schön und imposant aus. Ihr gesunder heller Teint, der von der Sonne tief gefärbt worden war, und ihr in üppigen Wellen über den gestickten Mantel wallendes schwarzes Haar vertrugen sich gut mit den grellen Farben, auf die indianische Jungfrauen so hohen Werth legen.

Die Ceremonie war für Jane beinahe ein Todesstreich. Das Versprechen, welches Jene austauschten, war unwiderruflich und die Feierlichkeit schien nur um wenig geringer, als die ihrer Hochzeit.

Während die indianischen Mädchen Mary zu ihrer Verlobung schmückten, erzählten ihr Madeleine und eine Schwester von ihr, Namens Katharine, von einer jungfräulichen Heiligen ihrer Nation, der Märtyrerin des Glaubens und der Keuschheit, die in den heidnischen Zeiten um Christi willen die grausamsten Qualen erduldet hatte und deren Grab — der Gegenstand häufiger Wallfahrten von Seiten der Frauen des Stammes — etwa dreißig bis vierzig Meilen entfernt im Walde lag. Madeleine hatte schon früher oft von dieser eingeborenen St. Katharina und den

Wundern gesprochen, die ihre Vermittlung bei der Kur hoffnungsloser Krankheiten gewirkt hatte. Jetzt sagten aber alle indianischen Mädchen, daß, wenn die verlobte Mary eine Wallfahrt nach dem Grabe der Jungfrau Katharina mache, die gebräuchlichen Bußübungen halte und von dort ihrem Vater eine Flasche Wasser aus der geweihten Quelle, in die das Blut der Märtyrerin geflossen war, mit zurückbringe, dies ihn sicherlich herstellen würde.

Sie drangen so sehr in Mary, daß sie es gegen Pater Smith erwähnte.

„Es ist möglich, daß durch den Einfluß der Gebete dieser Märtyrerin wunderbare Kuren bewirkt worden sind,“ antwortete der Priester. „Merken Sie wohl, ich sage, es ist möglich. Wir wissen einen dem Anscheine nach gut verbürgten Fall von einem unserer Patres, und die Traditionen des Stammes — wenn Sie denselben Glauben schenken — sprechen von noch vielen andern. Zu gleicher Zeit aber, mein liebes Kind, zweifle ich daran, daß es Ihnen geziemen würde, in diesem Augenblicke eine solche Wallfahrt zu machen.“

Eine natürliche Scham verhinderte sie daran, auf einem Vorschlage zu bestehen, der enthusiastisch zu sein schien.

Ein paar Tage darauf kam sie aber wieder auf den Gegenstand, da ihr Vater merklich schwächer ge-

worden war und sich Aller eine tiefe Besorgniß um ihn bemächtigt hatte.

„Ich bin meinem Vater nicht so nützlich, als ich erwartet hatte,“ sagte die junge Dame; „er ist selbst in seiner gegenwärtigen Schwäche unmuthig, wenn ich den Versuch mache, eine von Margarethens Pflichten bei ihm auf mich zu nehmen. Er schickt mich oft hinweg; besonders jetzt, wo Mr. Atherton am Tage bei ihm ist, komme ich mir beinahe als eine Zudringliche vor.“

„Was schließen Sie daraus?“

„Habe ich nicht gerade deshalb meine Freiheit erhalten, um dieses Mittel, von welchem unsere Freunde hier so hoch denken, zu versuchen?“

„Sie wissen nicht, was Sie verlangen.“

„Ja, ich weiß es.“

„Dann wissen Sie, weshalb ich es nicht billigen kann. Dergleichen Anstrengungen sind nicht für Sie, meine Tochter.“

„Und doch muß ich etwas für meinen Vater thun!“ antwortete Mary mit dem plötzlichen und unerwarteten Ausbruche eines tiefen Schmerzes.

„Begnügen Sie sich mit der Unthätigkeit, meine Tochter, welche Ihnen die Vorsehung und nicht Ihr eigner Wille auferlegt und die Ihnen die Freiheit läßt, zu beten.“

„Was ist Gebet ohne Handeln?“ sagte Mary. „Verzeihen Sie mir, Vater, aber ich denke, daß Sie

insgeheim meiner Ansicht sind — daß ich die Pflicht habe, das Bett meines Vaters auf einige Tage zu verlassen, um diese Wallfahrt für seine Genesung zu machen."

Der Missionär antwortete nicht und Miß de Groot mußte sich beruhigen, denn der Gehorsam ist die erste Bedingung der Frömmigkeit.

Sie hatte bereits eine Novena zur heiligen Jungfrau und zu St. Raphael, deren Fest um diese Zeit fiel, begonnen. St. Raphael war der Schutzpatron der Reisenden, und er war es, der den Vater des Tobias geheilt hatte. Pater Smith billigte die Novena höchlichst und hatte das ganze Dorf aufgefordert, daran Theil zu nehmen. Die Indianer hatten vielen Glauben an die Wirksamkeit des Gebetes, aber sie dachten auch, daß ein Besuch des Grabes ihrer Märtyrerin nicht unterlassen werden dürfe. Als Mary nach den Exercitien der Novena, welche beim Abendgebete in der Kapelle gehalten wurden, herauskam, umringten sie sämmtliche alte Weiber und drangen in sie, die Wallfahrt zu unternehmen.

„Ich kann kaum erwarten, daß mein Gebet erhört wird, wenn ich ein Mittel versäume, an welches diese einfachen Leute so fest glauben," dachte sie. „Was kann ich thun, um den Pater Smith zu bewegen?"

Eines Tages saß Alban wie gewöhnlich in Mr. de Groot's Zimmer, als Mary hereinkam und, ihrer

Gewohnheit in den letzten zwei bis drei Tagen zuwider, sich hinsetzte; Alban war von der Zimmerluft und den Wirkungen seiner Zurückgezogenheit bedeutend gebleicht. Mary fand seine Blässe auffallend. Seit ihrer Verlobung waren etwa vier Tage vergangen und sie hatte ihren Bräutigam nicht oft angesehen; ihr Vater war von den betäubenden Mitteln, welche Vincent jetzt geben mußte, und in Folge seiner Schwäche eingeschlummert. Die jungen Brautleute brachten eine halbe Stunde — wie früher schon viele — in vollkommener Stille zu.

„Denken Sie, daß der Papa sich wohler befindet?“ fragte Mary endlich.

„Die Krämpfe sind weniger häufig und weniger heftig, aber er wird von ihnen mehr erschöpft.“

„Thun ihm die Arzneien gut?“

„Sie bekämpfen die Krämpfe.“

„Aber sie kehren wieder — die Krämpfe kehren wieder und seine Kräfte sind beinahe gänzlich erschöpft.“

„Das ist sehr wahr.“

Es trat eine Pause ein.

„Ich fürchte, daß ich den Papa stören werde, wenn ich rede.“

„Keineswegs,“ sagte Atherton, sich zu ihr wendend. „Er beachtet jetzt keinen Menschen, selbst wenn er wacht.“

„Sagt er je etwas über die Zukunft zu Ihnen,

Mr. Atherton — ich meine, über das zukünftige Leben."

„Er sagt, daß er so in die Hände seines Schöpfers zurückkehren wolle, wie er aus ihnen gekommen sei — daß Gott der Vater und die Ewigkeit die Heimath des Geistes sei, und so weiter."

„Er wird in diesem Zustande sterben," sagte Mary bewegt.

„Ich fürchte, daß er es wird."

„Und was dann, Mr. Atherton?"

„Wer da nicht glaubet, der soll verdammt werden, und es gibt keinen andern Namen unter dem Himmel, durch den wir erlöst werden können, als den Jesu Christi."

„Gerade diese Worte haben mir beständig in den Ohren wiedergehallt," sagte Mary; „in wenigen Tagen — in wenigen Tagen wird das Schicksal meines Vaters und Ihres Freundes auf ewig besiegelt sein."

„Was läßt sich thun?" sagte Atherton. „Selbst Ihr Vater hat einen vollkommen klaren Begriff von dem Grundsatze, nach welchem die Erlösung vom Evangelium angeboten wird, und er verwirft ihn als seinen Ideen von Gott unwürdig."

„Ich weiß, daß Gott allein sein Herz verwandeln kann; aber wir müssen auch Alles thun, was in unsern Kräften steht, und es scheint mir, als ob wir nichts thun, so lange wir noch ein Hilfsmittel unversucht lassen!"

„Sie meinen etwas, Mary — was ist es?“

Sie erzählte ihm kurz, aber mit Wärme von der indianischen Heiligen. Sie entbrannte von Enthusiasmus, als sie die Ueberzeugung ausdrückte, daß Gott auf die Ehren achten würde, die mit einfältigem Herzen einer Magd dargebracht würden, die jene Stelle durch ihr Leben und ihren Tod geheiligt habe.

„Was aber wollen Sie thun?“ fragte Atherton, indem er sie mit einem ganz eignen Blicke seines tiefliegenden, aber glänzenden blauen Auges von Kopf bis zu den Füßen musterte.

„Man verlangt, daß ich eine Wallfahrt nach ihrem Grabe unternehmen soll.“

„Und Ihren Vater verlassen?“

„Sie sind — sein Sohn — und ihm vielleicht theurer als ich. Er wird mich nicht vermissen.“

„Allerdings werden Sie kein anderes Amt der kindlichen Liebe vernachlässigen, wenn Sie dieses verrichten, denn er leidet nicht, daß Sie etwas für ihn thun. Ich bin oft erstaunt gewesen, wenn ich sah, mit welcher Hartnäckigkeit er dabei bleibt!“ bemerkte Alban nachdenklich.

„Nun,“ fuhr Mary mit ungewöhnlicher Dreistigkeit fort, „ich habe mitunter gedacht, daß mein Anblick seine Anfälle herbeigeführt hat.“

„Es hat wirklich so ausgesehen — wenn die Sache nicht unglaublich wäre.“

„Wer weiß, ob es nicht so gefügt worden ist, daß es mir frei stehen soll, gerade dies zu thun.“

„Das ist möglich!“ sagte der Jüngling.

„Sie willigen also ein, daß ich gehe?“ sagte sie freudig.

„Ich!“ sagte Alban, dessen Blässe einem plötzlichen Erröthen wich.

„Zwei von den Mädchen werden mich begleiten. Sie wissen, daß ich eine sehr gute Fußgängerin bin. Man denkt, daß wir am dritten Tage wieder da sein können.“

„Ich nehme mir nicht heraus, zu denken, daß meine Einwilligung nöthig sei. Was sagt Pater Smith? Billigt er es?“

„Mit Ihrer Zustimmung bewaffnet, denke ich, daß ich seine Einwilligung leicht erlangen kann.“

„Wenn die indianischen Mädchen gewohnt sind, diese Wallfahrt zu machen, so kann natürlich keine wirkliche Gefahr dabei sein, denn sie werden sorgfältig beaufsichtigt.“

„Die Wallfahrt wird, wie ich gestehen muß, von ihnen mit einigen Umständen unternommen, die sie anstrengend machen,“ bemerkte Mary mit aufrichtigem Tone.

„Ah so!“ sagte er mit einem schnellen Liebesblicke.

Mary Mühseligkeiten auszusetzen, war für ihn eine unendlich strengere Kasteiung, als wenn er sie selbst übernommen hätte. Atherton hatte die anschei-

nende Verkehrtheit, womit Mr. de Groot ihren Bemühungen, in seinem Krankenzimmer von Nutzen zu werden, Einhalt gethan, nie bedauert, und zwar gerade aus dem Grunde, weil es ihr, allerdings einigermaßen auf Kosten des Gefühls, eine so bedrückende Gefangenschaft und selbst noch mehr als das ersparte. Die furchtbaren Krämpfe, die häufiger sich einstellten, als sie nur ahnte, waren eine ewige Anspannung des Nervensystems des Zuschauers, die eine weibliche Organisation schwerlich ertragen konnte.

„Wenn wir es unternehmen, den Himmel durch Kasteiung zu gewinnen, so kann das physische Leiden nicht vermieden werden," sagte er endlich, die Stille, welche diese Gedanken ausgefüllt hatten, unterbrechend.

„Natürlich nicht," sagte Mary.

„Sie möchten wahrscheinlich die Führer nicht mitnehmen?"

„Wenn ich gehe, so darf ich keine andere Begleitung haben, als die von Mitgliedern meines Geschlechts," antwortete die junge Dame.

„Wenn Sie gehen, so beten Sie am Grabe der Märtyrerin sowohl für mich, wie für Ihren Vater, und mögen Ihre Gebete so wirksam werden, wie sie rein sind."

Nachdem Alban in solcher Weise seine Zustimmung ertheilt hatte, in welchem Geiste sie auch gegeben worden sein mochte, schien es, als ob Mary die Einwendungen Pater Smith's leichter überwinden ge-

konnt habe. Zwei Tage darauf, während welcher ihr Vater mit besorgnißerregender Schnelligkeit schwächer geworden war, fehlte Miß de Groot eines Morgens beim Frühstück und Jane beantwortete Alban's Frage mit der Nachricht, daß sie wenigstens eine Stunde vor Tagesanbruch mit dem indianischen Mädchen Katharine ausgegangen sei. Er war über diese Wahl einer Begleiterin verwundert, denn Katharine war erst funfzehn Jahre alt, und er fragte Madeleine über diesen Gegenstand aus, erhielt aber von ihr nur kalte und kurze Antworten. Auf seine eindringlicheren Fragen erfuhr er endlich, daß Madeleine sich geweigert hatte, Miß de Groot zu begleiten, weil die Letztere Mrs. Duncan mitzunehmen wünschte, die die stolze junge Indianerin nicht bei sich haben wollte, da sie erstens eine Ketzerin und zweitens eine verheirathete Frau war. Sie dachte, daß die Wallfahrt von der jungen Verlobten mit Gefährtinnen in ungeflochtenen Locken nach der Art der Waldjungfrauen gemacht werden müsse.

Die Einwendung der jungen Squaw war der Miß de Groot lieblos und ungläubig erschienen. Mary hatte ihre Muße am Cedernsee dazu verwendet, der Frau des Trappers die Elemente des christlichen Glaubens zu lehren. Es war eher das Mitleid, als das Bedürfniß ihrer Dienste, was Mary bewogen hatte, Mrs. Duncan nach der Abreise ihres Mannes bei sich zu behalten. Zu gleicher Zeit ließ sie sich von der Letztern

einige von ihren wilden Fertigkeiten lehren. Mrs. Duncan konnte die halbwilden Pferde der Indianer ohne Sattel und Zaum reiten, über einen umgestürzten Stamm von drei Fuß Höhe springen, ohne ihn mit Hand oder Fuß zu berühren, und über wie unter dem Wasser schwimmen — was selbst die Squaws nicht konnten. Als Mary aus dem Zimmer ihres Vaters vertrieben wurde, brachte sie, da sie in dem indianischen Dorfe keine häuslichen Geschäfte hatte, einen großen Theil ihrer Zeit, besonders die schönen Nachmittage, mit Mrs. Duncan im Freien zu. Sie war bereits eine furchtlose Reiterin und lernte bald nach dem Beispiele der Letztern ein feuriges Pferd reiten, ohne sich an etwas Anderem als an der Mähne festzuhalten. Sie besaß ein festes Auge und einen gewandten Fuß und konnte bald über die Flüsse auf einem hinübergeworfenen schlanken, elastischen Baumstamme setzen oder über einen auf ihrem Wege liegenden Stamm springen, ohne ihre langen Gewänder in Unordnung zu bringen.

Nach diesen anstrengenden Leibesübungen — zu welchen sie vielleicht theilweise der Gedanke veranlaßte, der Idee ihres Vaters von einer vollkommen physischen Erziehung zu entsprechen, und bei der sie fühlte, daß sie sich ihm auf irgend eine Weise angenehm machte — badete sie sich erhitzt, aber nicht ermüdet, im Flusse, wie es die Sitte der indianischen Mädchen war, obgleich die alte Civilisation, welche ihre kurzen Klostererfahrungen natürlich nicht geschwächt hatten, ihr nicht

gestattete, sich der muntern Gesellschaft derselben anzuschließen oder die wilde Einfachheit ihrer Tracht nachzuahmen. Die Frau des Trappers faßte jede neue Idee mit erstaunlicher Schnelligkeit auf, und es war merkwürdig, zu sehen, wie die „Lehrerin", wenn sie so genannt werden konnte, sichtbar heroischer wurde und zu gleicher Zeit die Schülerin sich die weichere Grazie der Weiblichkeit aneignete.

Während aber Mary de Groot auf diese Weise ihre Gesundheit nicht nur bewahrte, sondern geradezu kräftigte, wie ein junges üppiges Reis, das neben dem absterbenden Mutterbaume aufschießt — verlor Alban, wie wir angedeutet haben, merklich seine Kräfte und Jane welkte dahin. Das arme Mädchen hatte am Cedernsee keine andere Gesellschaft, als die ungesunde des Brütens über seine eignen Gedanken. Sie war natürlich zu verzagt, um daran zu denken, ohne Zügel zu reiten, wie ihre Freundin, die sie sich begnügte, besorgt unter den die Prairie begrenzenden Cedern zu beobachten, und das einzige Mal, wo sie es wagté, sich zu baden, kam sie blau und zitternd heraus und konnte sich mehrere Stunden lang nicht von der Erschütterung erholen.

Jane war wirklich seit ihrer Ankunft in dem indianischen Dorfe keineswegs wohl. Es hatte Einfluß auf ihre Stimmung und machte sogar die Töne ihrer einst lieblichen und erquickenden Stimme schneidend und scharf. In ihrem Umgange mit Mary gab sie sich, dem Anscheine

nach unwillkürlich, oftmals Ausbrüchen von Gereiztheit hin, welchen eine muthlose Zerknirschung folgte. Ihr Auge verlor durch einsames Weinen und durch wache Nächte seinen Glanz, und obschon weder Magerkeit noch Blässe den Zauber so köstlicher, regelmäßiger Züge vernichten konnten, hatte sich doch im Ganzen während der drei Wochen, die sie am Cedernsee zugebracht, ihre Schönheit sehr merklich verändert, wogegen die Mary de Groot's glänzender als je geworden war.

Achtes Kapitel.

Petrarka ist vielleicht bei seiner Laura im Himmel, wo er, wenn dies der Fall ist, das **Sommo Ben** sieht, zu dem ihn, wie er sagt, ihre irdische Schönheit geleitet hatte. Seine Lieder sind lieblich und sie athmen — was wir noch nirgends gesehen haben — eine gesunde Wehmuth, die unter dem Verweilen bei irdischen Reizen die Eitelkeit dieser Beschäftigung mehr als beweist. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß Petrarka, der Freund so vieler Päpste, der zu Rom am Ostertage 1341 mit feierlichem Prunk und großem Zulauf und Beifall des Senats und des Volks mit Lorber gekrönt wurde — auch der unsere war. Der Zweck der Poesie in Bezug auf die Leidenschaft ist aber ein Geheimniß, welches über die Begriffe unserer Zeit geht.

Die Novena hatte am Feste des St. Raphael, des Schutzpatrons der Reisenden und des heilenden Engels, begonnen und sollte am Allerheiligentage enden.

Die Exercitien begannen jeden Abend mit der Hymne **Veni creator spiritus**, denn es war der Hauptzweck, für den sterbenden Gast des Stammes die Gnade der Bekehrung zu erlangen. Die Litanei der Heiligen, der Rosenkranz, das **salve regina** und eine kurze Betrachtung von Pater Smith wurden mit der herrlichen Funktion der Segnung — jenem Verschmelzen der geweihten Pracht und tiefen Liebe — beschlossen. Die andächtige Gluth der Indianer und Indianerinnen war unbeschreiblich.

Jane war eine theilnehmende Zuschauerin. Ihr Geist wurdr natürlicherweise von dem Gegenstande angezogen, welcher stets für die getäuschte Zuneigung eine Hilfsquelle gewährt und für Frauen oftmals die einzige ist. Der Anblick einer ganzen Bevölkerung, die sich so ausdauernd für einen einzigen, unegoistischen Zweck im Gebete kräftigte, erregte ihre Sympathie wahrscheinlich auf die gleiche Weise, wie sie von dem ansteckenden Gefühle eines Revival erregt worden sein würde; aber die Anrufung des göttlichen Geistes durch jene einfache fromme Gemeinde war sicherlich nicht wirkungslos. Die Ermahnungen des Pater Smith, die sie zu verstehen begann und die keine direkten Argumente, aber eine Menge von Erklärungen der Lehren seines Glaubens enthielten, sanken in der Stille in ihren Geist und ihr Herz wie ein sanfter Regen und erweichten und spülten ihre Vorurtheile hinweg, ehe sie es selbst noch wußte.

Es war eigen, daß zwei Punkte in der Religion ihrer Freunde, welche ihr Anfangs abstoßend erschienen waren — der eine für ihre Vernunft, und der andere für ihr Herz — eine Art von Reiz für sie erhalten hatten. Dies waren die Lehre von der wirklichen Gegenwart und das Prinzip der Ascetik, mit Einschluß des Cölibats und des Klosterlebens.

Selbst ein Opfer der Leidenschaft, suchte sie die Unterstützung einer unbeugsamen Regel und sehnte sich mit dem unbefriedigten Verlangen eines in seinen Hoffnungen getäuschten Herzens danach, etwas Substanzielles in Christus zu sehen, wo sie sich bisher mit einem selbst erschaffenen Bilde begnügt hatte. Der ungeheure Unterschied zwischen einem idealen Gegenstande der Liebe — dem erdachten Idol einer liebenden Phantasie — und einem wahren, athmenden Liebhaber mit einem selbstständigen Leben, welcher den Gesetzen seines eignen Wesens und nicht dem Wunsche des ihren gemäß kam und ging — sprach und schwieg — liebkoste oder sich des Liebkosens enthielt — war für sie eine Sache der Erfahrung; sie wußte, daß der Letztere Leben und der Erstere eine körperlose, erschöpfende Phantasie war.

Als bei der Segnung Alle außer ihr sich anbetend vor dem heiligen Sakramente beugten, fühlte Jane einen ähnlichen Unterschied in den Dingen des Glaubens.

Ferner kam ihr das Leben im Kloster wie ein

Bild des Friedens vor. Seine Ruhe, seine Regelmäßigkeit, seine unermüdliche Andacht, seine Abgeschiedenheit, kurz Alles, was ihr Mary de Groot so lebhaft beschrieben hatte, bot ihrem sturmgepeitschten Geiste einen Ruhehafen dar. Wenn sie nur Katholikin wäre, was sie allerdings nie werden konnte, so glaubte sie im Kloster, fern von der Welt, die ihre Hoffnungen getäuscht und worin jetzt Alles das freudenloseste Aussehen hatte, Frieden finden zu können. Ein Schamgefühl, welches sich stets mit den Liebestäuschungen der Frauen vermischt, ließ ihr die Einsamkeit anziehend und die Gesellschaft, worin so Viele ihr Geheimniß vermuthen würden, furchtbar erscheinen.

Die von Alban über Jane's Geist erlangte Macht war schon lange wirksam gewesen, ihre Ansichten zu verändern; seine Erläuterungen schienen ihr stets klar, seine Gründe stets überzeugend, selbst wenn sie sich nicht seinen Schlüssen fügte. Wenn dies selbst zu der Zeit der Fall gewesen war, wo sein letzter Schluß ihrem Wunsche widerstrebt hatte, um wie viel mehr jetzt, wo es ihr als eine rettende That in dem Schiffbruche ihres Glücks und, wie sich einbildete, beinahe ihres Rufes erschien.

Dasjenige, was Jane am meisten beunruhigte, war die Anrufung der Heiligen, die ihr, trotz Allem, was sie zu ihrer Vertheidigung gehört hatte, ein Uebergriff gegen das Vertrauen zu sein schien, welches dem einen Vermittler ausschließlich gebührt. Sie

drückte dies mit Wärme gegen Alban aus, als sie am zweiten Abende nach der Abreise Mary's im Garten spazieren gingen und zufällig von den Andachtsübungen der Novena sprachen.

„Ich begreife Dein Gefühl, denn ich habe es einst selbst sehr stark gehegt," sagte Atherton, „und doch liebte ich damals Christus nicht so sehr, wie ich es jetzt thue, wo ich täglich seine heilige Mutter und die Heiligen anrufe. **Solvitur ambulando**, meine liebe Jane, und dies bedeutet, daß es gewisse metaphysische Schwierigkeiten gibt, die am besten durch ein Experiment gelöst werden. Gerade die Praxis, welche Dir als den Vorrechten des einzigen Vermittlers widerstrebend erscheint, entspringt in Wahrheit der Stärke des Vertrauens auf seine Vermittelung. Er hat gesagt, daß seine Heiligen mit ihm herrschen sollen. Wir glauben, daß sie es wirklich thun. Ein jedes Gebet zu einem Heiligen ist daher eine Anerkennung der Wahrheit, der Macht und der unendlichen Verdienste Christi."

„Ach," rief Jane, „wenn ich nur wüßte, was ich glauben soll!"

„Du bist zu dem wohlbegründeten Zweifel gelangt, welcher, wie einst ein großer Philosoph gesagt hat, der erste Schritt zum Wissen ist," antwortete Atherton mit Ruhe.

Margarethe Dolman ging im Mondscheine an ihnen vorüber und trat in das Haus.

„Wenn ich nur einen so einfältigen Glauben fühlen könnte, wie jenes Mädchen," fuhr Jane seufzend und sich auf der Schwelle des Hauses niedersetzend, fort. „Weißt Du noch, Alban," fügte sie plötzlich hinzu, indem sie für ihn Platz machte, „wie wir bei Tante Fanny zusammen auf der Schwelle zu sitzen pflegten? oder hast Du jene Tage gänzlich vergessen?"

„Sie lassen sich nicht leicht vergessen," antwortete er, mit einer leichten Verbeugung für den angebotenen Platz dankend, aber ihn nicht annehmend, „damals waren wir Kinder."

„Ich wollte, ich wäre wieder ein Kind bei Tante Fanny!" rief Jane, indem sie ihr Kleid mit einer schnellen Bewegung ausbreitete, so daß es die ganze Thürbreite ausfüllte. Sie legte ihren Kopf auf die Kniee und schluchzte.

„Was soll ich Dir sagen, meine Schwester — meine geliebte Schwester und Spielkameradin!" rief Alban mit sanfter Stimme, und er sank an ihrer Seite auf der breiten steinernen Thürstufe auf ein Knie und streichelte ihren Kopf. „Wenn das Wünschen uns wieder zu Kindern machen könnte, so möchte ich es ebenfalls; aber die vergangene Zeit kehrt nie wieder zurück. Wir wollen die Gegenwart gut anwenden. Unsere Jugend ist jetzt in unserm Besitze, aber sie wird verstreichen, wie unsere Kindheit; eben so unser Leben, unser von Leiden erfülltes Leben; denn

auch auf das meine ist ein Schatten gefallen. Ich kann etwas Besseres thun, als Deine Liebe erwiedern, da ich an dem Schmerze ihrer Täuschung Theil nehmen kann. Denn warum, liebe Jane, sollte ich einen Schleier zwischen unsere Herzen ziehen, indem ich Unbekanntschaft mit Deinem Geheimnisse heuchelte? Wie sollte ich damit unbekannt sein? Wir haben einander einst geliebt, als wir Beide Kinder waren, und nur ich bin unbeständig gewesen, während Du Dich gekränkt und verlassen fühlst."

„Nein, nein, Alban, es ist eine reine Schwäche von meiner Seite, ein Prinzip von der Deinen, was den Unterschied ausgemacht hat. Wie Du mich verachten mußt, Du — Du hast Deine tugendhafte Mary zur Vergleichung mit mir."

Sie sprang auf und wollte nach ihrem Zimmer entfliehen, aber er erfaßte ihr Kleid und hielt sie zurück.

„Laß los!" rief sie zornig; „ich besitze noch etwas Stolz, Alban, — noch etwas Tugend — wenn ich auch weiß, daß Du daran zweifelst."

„Höre nur einige Worte von mir an — laß uns nicht mit einem Mißverständnisse auseinander gehen," antwortete er mit überredender Ruhe.

Sie gab einem Gemische von Hoffnung und Neugier nach und gestattete, sie wieder auf ihren Sitz herabzuziehen, wo er sich jetzt neben ihr niederließ.

„Gerade so, wie in alten Zeiten! Sieh, in

dieser breiten Thür ist auch noch Platz für Mary, wenn sie hier wäre. Wir wollen uns vorstellen, daß sie da sei, und Geschwister dürfen einander doch nicht so entfernt sein."

„Ich habe mich bemüht, meine Gefühle in ein schwesterliches Bett zu leiten, und es hat mir wehe gethan, daß Du der Sache eine andere Auslegung zu geben schienst."

„Nicht Dich, sondern mich selbst wollte ich vor den Gefahren einer zu großen Nähe behüten," sagte er mit einem liebevollen Lächeln; „ich hatte nicht gedacht, daß Du es Dir annehmen würdest."

„Ich weiß, daß ich sehr eifersüchtig und reizbar bin."

„St. Aloysius von Gonzaga war, wie geschrieben steht, von so engelhafter Reinheit, daß er seiner eignen Mutter nicht in's Gesicht blicken wollte," fuhr Alban abermals lächelnd fort. „Ohne Zweifel war es ihm vom Geiste eingegeben, sich eine solche Regel aufzuerlegen, damit die Jugend durch das Beispiel eines so großen Heiligen ihrer Schwäche mißtrauen lerne und in einer Gegend, die von unter Blumen versteckten Fallgruben angefüllt ist, gegen diesen bezaubernden Schein der Gefahrlosigkeit auf ihrer Hut sein möge. Was denkst Du, Jane?"

„Sein Benehmen erscheint mir extravagant. Aber Du legst ihm einen schönen Grund unter!"

„Ein weißes Gewand läßt jeden Flecken wahr-

nehmen. Ich strebe nach weiter nichts, als nach gewöhnlicher Tugend; aber um diese zu bewahren, ist es nöthig, etwas darüber hinaus zu gehen und in unschuldigen Dingen Selbstkasteiung zu üben."

„Du hast völlig genug gesagt, um mich zu beruhigen."

„Auch ich," fügte er ernst hinzu, „habe eine Leidenschaft zu überwinden, und bin dem Gefühle der Sehnsucht nach einer unpassenden Sympathie ausgesetzt. Weißt Du, liebe Jane, daß ich keineswegs gewiß bin, daß meine Verlobte jemals meine Gattin werden wird? Das Warum kann ich Dir nicht erklären, — vielleicht ist sie es, die einen höhern Ruf annimmt, als den der irdischen Liebe — vielleicht bin ich es."

„Mir scheint es," sagte Jane, „als ob Ihr Beide nicht zu entschuldigen sein würdet, wenn Ihr auf diese Weise Euer Glück von Euch werft."

„Du kennst die Kraft der tiefen Anziehung unsichtbarer Welten nicht, welche uns in den Stand setzt, gegen den Strom unserer Leidenschaften anzukämpfen."

„Sie muß in der That groß sein."

„Die Ewigkeit und der unendliche Gott, — das sind starke Ideen, Jane. Ei, was ist die räthselhafte Krankheit, an welcher wir Beide leiden und die wir Beide vielleicht, so gut wir könneu, zu heilen genöthigt sein werden?"

Jane glaubte recht gut zu wissen, was sie sei; aber sie war stets bereit, Alban zuzuhören, und vielleicht am liebsten über einen solchen Gegenstand.

„Ich nenne es eine Krankheit, weil es keine Sünde ist, und doch nicht der geordneten Vernunft entspricht; denn wir erröthen, wenn man uns damit in Verdacht hat. Dies ist es, was Dasjenige verursacht, was sonst so schön ist, — das schüchterne Entgegenkommen des Jünglings, — die verschämte Flucht der Jungfrau. Die Liebe entspricht nicht dem geordneten Verstande, und wenn dies der Fall ist, so kann es kein unwiederbringliches Unglück sein, sie überwinden zu müssen.“

„O,“ sagte Jane mit einem unwillkürlichen Lächeln, „es ist sehr leicht, auf diese Weise davon zu sprechen; wird aber ein solches Vernünfteln einen wirklich liebenden Menschen heilen?“

„Nein; aber es kann uns dazu bestimmen, die Heilung durch andere und passendere Mittel zu versuchen.“

„Und worin beständen sie?“ fragte Jane mit einem Seufzer.

„Daß wir den Brennstoff hinwegräumen, mit welchem dieses Feuer in der Brust genährt wurde, und die Seele mit anderen Gedanken beschäftigen. Die Anregung und Nahrung der Liebe sind die Gesellschaft des geliebten Gegenstandes, Blicke, Liebkosungen, Träumereien in Abwesenheit desselben — eine

Million Dinge, welche Verliebte kennen und woran die Liebe Genuß findet. Andere Gedanken, die sich dazu eignen, diese gefährlichen Beschäftigungen zu verdrängen, sind die an den Himmel und die Hölle, an die Passion Christi und die Leiden der Heiligen, den Nutzen der Bedrängniß und die Kürze des Lebens. Ein sehr gutes Gegenmittel ist die Vorstellung, wie die Gestalt, die wir so ungemein hochschätzen, im Grabe aussehen wird, und der Gedanke, daß sie dort sicherlich zu einem Gegenstande des Widerwillens werden muß. Ein Anderes ist das Nachdenken darüber, welch' ein herrliches Ding vor dem Angesichte Gottes das heilige Cölibat — das Leben der Engel ist — und die Erinnerung daran, wie unser Herr die Jungfräulichkeit durch sein eigenes Beispiel und das seiner heiligen Mutter geweiht hat. Es wird schlimm sein, meine Schwester, wenn wir bei allen diesen Betrachtungen uns nicht über unsere Schwächen erheben und wenigstens mit Geduld und Heiterkeit auf dem peinlichen Wege, welcher vor uns liegt, hinwandern lernen könnten."

„Es würde jedenfalls am besten sein, wenn man sich so benähme, wie Du sagst, — es scheint mir, als ob es uns sehr viel helfen würde."

„Es giebt für ein krankes Herz keine heilsamere Arzenei auf der Welt. Wenn wir unsere Augen auf den unveränderlichen Zustand heften, welcher uns von dem Augenblicke an erwartet, wo wir die irdische Hülle

ablegen, so werden wir bald die Illusion durchschauen, welche hier, wo das Paradies schon längst verwirkt ist, noch gern ein Paradies herauf beschwören möchte. Es wird für uns dann hell wie Mittagslicht sein. Wir werden uns nicht mehr darum kümmern, ob wir die Blumen pflücken können, die in unsern Händen verwelken. Wie schnell verwelkt die Schönheit! in wie kurzer Zeit wird die Gestalt der Jungfrau, welche man jetzt anbetet, unliebenswürdig sein, werden ihre jetzt vollen Locken grau werden und ein Gesicht ohne Blüthe und ohne die einnehmende Weichheit, welche uns jetzt Entzücken einflößt, beschatten. Dies ist Dein Schicksal, Jane, und das Mary's, und das eines jeden schönen Wesens. Ringe daher nicht nach einer Herrschaft, die so bald ihr Ende erreichen wird, sondern erhebe Dein Herz zu dem Lande, wo die Schönheit der Seele ewig in einem ungetrübten Glanze leuchten wird."

„Das möchte ich gern thun, Alban."

„Du siehst, daß ich das Recht eines Bruders, Dir zu rathen, vielleicht etwas zu streng anwende — dies ist ein Theil meiner eignen Selbstverleugnung."

„Ich habe nichts wider die Strenge," sagte Jane weinend.

„Soll ich Dir jetzt die andere Seite des Bildes zeigen?" rief er warm, „soll ich als Gentleman zu Dir sprechen? — Nun Jane, meine Schwester und meine schöne Freundin! wie tief fühle ich die edle

Standhaftigkeit, die Dir Ehre macht und deren ich unwürdig bin. Wie stolz bin ich darauf, der Gegenstand dieser reinen Liebe zu sein."

„Nein, nein, nein!"

„Ja, ja — tausendmal ja!" rief er, sich plötzlich zu ihr beugend und ihre Stirn küssend. „Es erhebt mich mehr, als ich ausdrücken kann, in meiner eignen Achtung. In der Mary's ebenfalls. Erhebe Dein Haupt, liebe Jane, und erblicke Dich in der würdevollen Stellung, welche jedem Weibe, das sich selbst treu ist, gehört. Warum solltest Du wegen Deiner Treue — Deiner Standhaftigkeit erröthen? — Wir ehren Dich um ihretwillen — wir lieben Dich deshalb. Es war überdies auch nicht eine bloße Verblendung; es war etwas Wirkliches — ein Band des Blutes — eine früher entstandene schöne Neigung, eine Vorsehung, die uns jetzt und für immer zusammengeführt hat. Wir werden uns auf dieser Welt nicht trennen, meine Schwester, sondern wenn ein Hinderniß beseitigt ist — was bald geschehen wird, — inniger als je durch die heiligsten Bande verknüpft sein. —"

„Jetzt machst Du mich glücklich! O das ist Alles, was ich verlange — nur nicht in einer so grausamen Isolirtheit allein bleiben!" rief Jane.

„Und Du verzeihst mir den unangenehmen aber heilsamen Rath, welchen ich Dir so eben gegeben habe?"

„Ich will lieber von Dir geschlagen, als allein

gelassen werden," antwortete sie lächelnd. „Der Rath war gut."

„Bedenke, daß ich ein Selbstgespräch hielt, daß dasjenige, was ich Dir empfahl, nur das nöthige Heilmittel für mich war."

„O ich bedarf seiner ebenfalls."

„Wenn Du meine Geschichte und meinen wahren Charakter genau kenntest, so würde es Dich von der Anwendung anderer Heilmittel gegen eine Neigung zu Deinem Cousin, die über die Liebe einer Schwester hinausgeht, dispensiren."

Sie lächelte ungläubig.

„Ich brauche Dich nicht wieder an unsere Kindheit bei Tante Fanny zu erinnern; aber auf der Universität habe ich unter meinen Büchern und mit meinem Studentenehrgeize drei Jahre lang auf eine selbstschmeichlerische Weise — von Deinem Bilde gelebt, Jane."

„Das solltest Du mir nicht sagen."

„Ich studirte eifrig," fuhr er fort, „hauptsächlich das Griechische; ich wurde vom Stolze, von der Einbildung und von einem übermäßigen Ehrgeize zu meinen Studien getrieben. Zuerst fiel ich über die Dichter her und dachte nur daran, ein neuer Homer, Sophokles und Pindar zu werden. Dann nahm ich den Demosthenes vor und der Ruhm eines großen Redners entzündete mich völlig. Zuletzt kam die Phi-

losophie daran, und ich hatte es auf nichts Geringeres abgesehen, als mit Plato zu wetteifern. Bei alledem," fügte er mit einem etwas spöttischen Tone hinzu, „war ich nur ein schüchterner Schulknabe, der jederzeit auf die andere Seite der Straße ging, oder um eine Ecke bog, um zu vermeiden, mit einem Gesichte zusammenzutreffen, welches unter einem Hute hervorschaute. Gerade zu jener Krisis sah ich aber Mary de Groot bei einem Bazar, und muß leider sagen, liebe Jane, daß meine ganze lange Treue gegen Dich, welche wenigstens mein Benehmen reiner erhalten hatte, als das meiner meisten Kameraden, vor ihren dunkeln Augen und ihrem mädchenhaften Zauber entfloh, obgleich ich damals dachte, daß ich sie nur als ein schönes Kind bewundere. Ich liebelte aus Leichtfertigkeit oder Eitelkeit mit Andern, bis mich Mary selbst durch eine rechtzeitige Verspottung eines so lächerlichen Benehmens heilte. Dann fühlte ich eine „grande passion" — allerdings für ein herrliches Mädchen, und sie hätte durch mein Gemisch von Dreistigkeit und Einfalt und ein hohes Ehrgefühl — welches ich wirklich besaß — im Verein mit der ungereimtesten Unbekanntschaft mit der Welt ernsthaft werden können. Und hier nahm mein sich überhebender Ehrgeiz eine orientalische und militärische Wendung. Ich kann Dir nicht Alles auseinandersetzen; aber es war ungemein abgeschmackt, und doch fühlte ich zu derselben Zeit, wo sich meine Phantasie auf

diese extravagante Weise exaltirte, zu meiner tiefen Demüthigung und fühle noch jetzt die gemeinsten aller Reize. — Doch hierauf kommt es nicht an. Du siehst aber, Jane, welches Samelsurium von Schwächen Du so treu geliebt hast."

„Wir haben alle unsere Schwächen, wenn man nur die Wahrheit immer erfahren könnte," sagte Jane, deren Erröthen während dieser Erzählung das bleiche Mondlicht glücklicherweise nicht hatte wahrnehmen lassen. „Aber nicht Jeder," fügte sie hinzu, „überwindet sie so wacker und gesteht sie so edel."

„O ich habe deren bis zum heutigen Tage gehabt und ich besitze nicht den Muth, mich meiner neuesten selbst gegen eine so nachsichtige Beichtigerin, wie Du es bist, anzuklagen."

Und Alban versenkte sich bald in seine Gedanken, und Jane war nur zu unverkennbar aus seinem Geiste verschwunden, als er denselben unwillkürlich mit den neuesten Ereignissen seines Lebens beschäftigte.

Jane seufzte, da sie seine Zerstreuung wahrnahm. Es giebt am Ende aber doch keinen größeren Trost, als die Wahrheit, und es ist sicher, daß ihre Augen einen getrösteten Ausdruck hatten, der ihnen lange fremd gewesen war, als sie dieselben erhob, um den immer noch in's Blaue hinausstarrenden Blick ihres Cousins im Scheine des Herbstmondes zu beobachten. Sie sah recht gut ein, daß sie für ihn nichts war,

als eine Schwester, aber eine zärtlich geliebte Schwester. Die süße, aber doch schmerzliche Ueberzeugung senkte sich tief in ihr Herz. Als er nach einiger Zeit eine kleine Bemerkung an sie richtete, die ein Vergessen des so eben Vorgegangenen zu verrathen schien, antwortete sie mit einer munteren Stimme, die sofort ihre angeborene Lieblichkeit wieder zu erlangen schien:

„Es ist wirklich eine schöne Nacht.“

„Ich möchte wissen, ob die Pilger das Ziel ihrer Reise erreicht haben!“ sagte er, indem er aufstand: — „aber dort kommt Pater — Smith.“

Der Missionär näherte sich ihnen von der Kapelle her durch den Mondbeschienenen Garten. Er kam mit langsamem Schritte, das Barett auf dem Kopfe und die Arme über seinem langen Gewande gekreuzt. Seine Augen waren auf den Boden geheftet.

„Und dort,“ sagte Jane nach der entgegengesetzten Seite blickend, „dort kommt der alte Vincent. Lieber Alban, er wird sehen wollen, wie sich heute Abend sein Patient befindet.“

Atherton blieb ruhig stehen, um sie zu erwarten. Der Gedanke an Mary und an die Mühseligkeiten, wo nicht Gefahren, denen sie ausgesetzt war, verließ seinen Geist keinen Augenblick. Aber es gehörte zu den Eigenthümlichkeiten seines Charakters, wie wir schon gesehen haben, der Pflicht des Augenblicks mit einer Ruhe entgegen zu treten, als ob er von jedem

peinlichen Gedanken frei gewesen wäre. Es war ein Zug, der die Stärke und Gluth seiner Gefühle oftmals verbarg, bis man nahe genug an sein Herz gedrückt wurde, um sein leidenschaftliches männliches Klopfen zu fühlen.

Neuntes Kapitel.

In dem Dorfe herrschte die lebhafte Erwartung, daß von dem Augenblicke an, wo man vermuthen konnte, daß die Pilger das Grab der Heiligen ihres Stammes erreicht hätten, Mr. de Groot Zeichen der Besserung blicken lassen werde. Ueberdies waren auch bereits sieben Tage von der Novena vorüber. Als der alte Vincent an dem Abende, den wir zu beschreiben begonnen haben, aus der Mission gehumpelt kam, umringte ihn eine Menge von Menschen, die mit gespannter Erwartung zu hören gedachte, daß sich der Patient wohler befinde. Es verursachte anfangs eine merkliche Täuschung der Hoffnung, besonders unter den Squaws, als das unerschütterliche Schweigen des Greises verkündete, daß noch keine günstige Wendung eingetreten sei. Es stellte jedoch Niemand eine Frage. Madeleine, die mit ihren muskulösen Armen ihren Großvater beim Gehen stützte, trug sich mit einer stol-

zirenderen Haltung als gewöhnlich; sie glaubte nicht, daß die Verwendung der Märtyrerin diesmal Erhörung finden werde, obgleich die Tochter des weißen Häuptlings die Wallfahrt mit allen ihren Selbstkasteiungen auf die strengste Weise verrichtete.

Atherton und der Priester kamen zusammen aus dem Krankenzimmer. Es lag ihnen nichts mehr daran, fortwährend dort zu bleiben, da Mr. de Groot seit zwei Tagen aufgehört hatte, zu bemerken, wer es war, der ihm die Krankenzimmerdienste leistete. Der Mond lockte sie wieder in den Garten hinaus. Jane erhob sich von ihrem Sitze auf der Thürschwelle, um sie vorüberzulassen, und nahm denselben darauf von Neuem ein, als wolle sie die Schönheit der Nacht genießen.

„Er wird von Tag zu Tage schwächer,“ sagte Atherton; „nicht schnell, aber sicher.“

„Seine Tochter sollte heute Abend vor Sonnenuntergang schon das Grab der seligen Katharina erreicht haben und ihre gewöhnlichen Kasteiungen müssen jetzt vollendet sein,“ antwortete der Jesuit nachdenklich. „Da sie von fast fleckenloser Unschuld in Glauben und Demuth verrichtet werden, so dürften sie wohl eine Antwort aus dem Reiche der Heiligen verdienen.“

„Welcher Natur sind die Kasteiungen, die man sich bei diesem Anlasse auferlegt?“

„Miß de Groot wird sie wohl nicht auseinandergesetzt haben, und ich werde wohl thun, es ebenfalls

zu unterlassen," antwortete der Jesuit mit vorsichtiger Miene; „sie mögen vielmehr Erhörung beim Himmel finden, als Lob von den Menschen. Wissen Sie, daß Duncan wieder hier ist?"

„Wirklich? — Dann muß Pierre heute Nacht die Kapelle beobachten."

„Er gibt vor, zurückgekehrt zu sein, um seine Frau zu holen, und thut sehr bekümmert darüber, daß sie nicht hier ist. Er spricht davon, ihr nachzugehen."

„Wirklich?" sagte Atherton schnell. „Ich werde Pierre und Courtney auf seine Fährte schicken."

„Das war eine von meinen Einwendungen gegen das Unternehmen der Miß de Groot, wenn auch nicht die Haupteinwendung," entgegnete der Jesuit. „Wenn es hier in den Wäldern nur Indianer gäbe, so würden die Frauen sicher sein, wie in einer Kirche; aber in den Grenzforsten gibt es stets eine Klasse von schlechten weißen Männern — halb Squatter, halb Trapper und ganz Schurken — Sie betrügen und verderben die Indianer und ermorden sie zuweilen, und sind im Stande, eine Squaw zu mißhandeln, wenn sie Gelegenheit dazu haben. Da Duncan eine Frau besitzt, so ist zu hoffen, daß er die Frauen mit Anstand zu behandeln wissen wird. Sein Ruf ist jedoch in keiner Beziehung gut."

„Mrs. Duncan scheint eine ganz gute Frau zu sein," bemerkte Atherton.

„Sie ist, wie Miß de Groot sagt, beklagens-

werth unwissend, aber sie ist ein Engel im Vergleich zu ihrem Ehemanne — wenn er das ist."

„Wenn er das ist?" wiederholte Alban.

„Dergleichen Verbindungen fehlt es in unserm wilden Grenzlande oftmals an der bürgerlichen oder religiösen Ceremonie. Dies macht dieselben noch nicht nothwendiger Weise ungiltig, wenn die Betheiligten im guten Glauben gehandelt haben. Der gute Glaube eines solchen Burschen, wie Duncan, ist aber wohl zu beargwöhnen. Es hat Miß de Groot sehr beunruhigt, als sie fand, daß Mrs. Duncan, wie sie es ausdrückt, nie getraut worden war. Ich beruhigte sie in dieser Beziehung durch eine Vorstellung, die ich für die richtige hielt. Mrs. Duncan ist noch eine ungetaufte Heidin. Sie hat nicht an dem heiligen Sakramente der Ehe Theil nehmen können, und was den Civilkontrakt betrifft, so hängt dieser von dem Gebrauche der verschiedenen Länder ab. Sie betrachtet sich ohne allen Zweifel als eine rechtmäßige Frau."

„Der Kerl ist ein Schurke!"

„Sie erhält Belehrung," fuhr der Missionär fort, „und nimmt dieselbe, wie Miß de Groot sagt, mit der Gelehrigkeit eines Kindes an. Sie weiß nicht genug, um irgend etwas zu bestreiten, wenn es ihr von einer so überlegenen Person gesagt wird. Der Glaube an die eine Lehre unserer heiligen Religion wird ihr eben so leicht, wie der an irgend eine andere, gerade wie bei unsern Indianern. Glückliche Einfalt!

Mutter des Glaubens! Ex ore infantium et lactentium perfecisti laudem."

„Was bedeutet das?" fragte Jane.

„Aus dem Munde der Kinder und Unmündigen lässest Du Dein Lob erschallen," antwortete Alban, an den diese Frage gerichtet war.

„O, ein Bibelvers!" sagte Jane.

„Ganz anders steht es mit unserm armen Patienten dort drin," fuhr Pater Smith mit einem Seufzer fort; „er ist einer von den Weisen und Klugen dieser Welt — zu weise, um das zu glauben, was seine Vernunft nicht begreifen kann. Ich kenne ihn schon lange und er ist stets eben so wie jetzt gewesen — ideenreich, von tiefem Scharfsinne für die große, weltliche Bedeutung des Christenthums, aber für den Glauben unempfindlich. Wenn man ihn über eine mißverstandene Periode der europäischen Geschichte sprechen und die Großartigkeit und Nützlichkeit der Thaten der Kirche rechtfertigen hört, so sollte man denken, daß man einem glühenden Gläubigen zuhört, bis man zu seiner Ueberraschung erfährt, daß er sie nur als ein Meisterstück der menschlichen Weisheit betrachtet."

„Ein glorioser Sadducäer!" bemerkte Alban.

„Leider ja."

„Wenn er so stirbt, kann er wohl nicht selig werden?"

„Qui non credit, condemnabitur — natürlich nicht.“

„Er ist unser Freund und Mary’s Vater — und doch muß er dem ewigen Verderben verfallen!“

„Wenn unsere geringen Gebete und Kasteiungen bei dem Höchsten von Nutzen sind, so kann er noch jetzt bekehrt werden.“

„Ach!“ rief Alban, „welches Opfer würde ich nicht bringen, um eine so große Segnung zu erlangen!“

In diesem Augenblicke vernahm man ein Kreischen im Hause und Margarethe kam entsetzt an die Thür geeilt.

„Pater — Mr. Atherton — mein Herr steht auf!“

Jane wendete sich um, schrie ebenfalls auf und und bedeckte ihr Gesicht.

Mr. de Groot kam eben aus seinem Zimmer. Alban eilte an Jane vorüber und der Missionär ging gleichfalls hinein, nachdem es ihm gelungen war, sie zum Aufstehen zu bewegen, denn sie war durch die Furcht und die erschreckte Schamhaftigkeit wie von einem Zauber gefesselt.

„Wo ist meine Tochter, Atherton?“ fragte Mr. de Groot.

Sie überredeten ihn nur mit Mühe, sich wieder zu Bett zu begeben, obgleich er nicht länger als eine Minute, ohne sich zu stützen, stehen konnte.

„De Mornay —“

„Ich bin hier,“ sagte der Missionär, indem er auf ihn zukam.

„Wo ist meine Tochter?“

„Mary hat sich zu einem mit Ihrer Gesundheit verknüpften Zwecke entfernt, Sir,“ sagte Alban beschwichtigend. „Sie wird morgen wiederkommen.“

„Sie ist vor kaum einer Minute noch hier gewesen,“ sagte Mr. de Groot, dessen Augen beständig eine bestimmte Stelle auf dem Boden suchten.

„Margarethe war hier, Sir; oder vielleicht haben Sie meine Cousine unter der Thür sitzen sehen.“

„Ich habe Margarethe gesehen. Sie lief davon und kreischte wie eine Närrin; auch die junge Dame unter der Thür habe ich gesehen. Das war aber nicht meine Tochter. Ist Mary etwas zugestoßen?“

„Sie ist abwesend, Sir, auf einer kurzen Reise, wie ich so eben erwähnt habe; sie ist schon seit ein paar Tagen fort und wir erwarten sie morgen zurück.

„Sie ist todt!“ sagte Mr. de Groot; „Sie werden sie nie wieder sehen — sie ist im Walde ermordet worden.“

„Was hat Ihr Herr gesagt, als er aufzustehen versuchte?“ sagte der Priester zu Margarethen.

„Ei, Sir, er richtete sich plötzlich auf, ohne etwas zu sagen, und machte ein Gesicht, als ob er auf dem Boden etwas sähe; dann sprang er auf einmal in die Höhe und gab mir einen Schub, weil ich ihn

zurückzuhalten versuchte, und that, als ob er etwas aufheben wollte. Dann schrie ich und lief fort, um Mr. Atherton und Sie zu rufen."

„Ich habe Mary gesehen," sagte Mr. de Groot ruhig. „Ich dachte anfangs, daß sie hier auf dem Boden läge, aber als ich aufstand, bemerkte ich ein Felsenufer und Bäume. Fühlen Sie mir den Puls, de Mornay."

„Wie ist Ihre Tochter Ihnen erschienen?" fragte der Missionär, indem er Mr. de Groot an den Puls griff.

„Halb entkleidet und mit Blut bedeckt."

Er richtete sich abermals auf dem Elbogen empor und heftete seine Blicke gespannt auf die Beiden.

„Sie sehen doch jetzt nicht etwas?"

„Nein."

„Es war eine Sinnestäuschung."

„Ich wollte, sie käme wieder, damit ich mich beruhigen könnte," antwortete Mr. de Groot.

Alban betrachtete abwechselnd den Jesuiten und den Vater Mary's — den Erstern nicht ohne eine mit Resignation gemischte Miene des Vorwurfs. Der Letztere veränderte sich plötzlich zu einer Todtenblässe und fiel ohnmächtig zurück. Sie dachten anfangs, daß er todt sei; Margarethe, die durch diese Umstände in eine Art von Thier verwandelt wurde, stieß ein Geheul aus; Atherton lief hinaus und holte ein Fläschchen mit Hirschhorngeist von Jane, die, wie er wußte, ein

solches besaß. Mr. de Groot kam wieder zu sich. Man gab ihm ein wenig Branntwein, und als der alte Vincent hereinkam, gebot er, nachdem er den Puls und die Zunge untersucht hatte, daß ihm etwas Nahrung gegeben werden möge.

Wir wollen ihn der Pflege seiner Umgebung überlassen und unsere Aufmerksamkeit einer anderen Scene zuwenden.

Zehntes Kapitel.

Es war gegen das Ende des zweiten Tages als sich die Pilgerinnen dem Heiligthum im Walde näherten.

Sie ruhten am Rande einer kleinen kreisförmigen Lichtung aus, die von riesenhaften Tannen und Cypressen und mächtigen Eichen umgeben war. Zur Linken stieg eine Felsenwand steil und fast überhängend bis über die höchsten Baumwipfel empor; in einer gleichen Entfernung auf der rechten Seite brauste und glitzerte ein Bergstrom über ein abhängiges Bett hinab und zwischen den Baumwurzeln des Waldes hindurch; gerade in der Mitte der Lichtung befand sich ein ungeheurer einsamstehender Fels; er glich in seiner Umgürtung durch den weiten Kreis der alten Bäume einem von riesigen Opferpriestern umgebenen Druidenaltare, und in den alten indianischen Zeiten war er in der That häufig von dem Blute menschlicher Schlachtopfer gefärbt worden. Hier hatte man vor

mehr als zweihundert Jahren einen Jesuitenmissionär gefoltert und verstümmelt und zwei von seinen Neubekehrten ermordet, nachdem er sie am Brandpfahle mit einigen Wassertropfen, die an einem Maisblatte hingen, getauft hatte. Hier war Katharina, die Heilige der Irokesen hundertvierzig Jahre vor der Periode unserer Geschichte, nachdem sie an allen Theilen ihres jungfräulichen Körpers mit Messern verwundet und mit rothglühenden Flintenläufen und flammenden Holzscheiten gebrannt worden war, lebendig skalpirt, ihr blutendes Haupt mit heißen Kohlen bedeckt, sie dann zum Fliehen gezwungen und mit Schlägen und Steinen verfolgt worden, bis sie endlich der Streich eines Beiles, nicht aus Gnade, sondern aus Grimm über ihre Standhaftigkeit, getödtet hatte. Ihr Verbrechen war in den Augen ihrer wilden Verfolger ein doppeltes. Sie hatte sich geweigert, die Frau eines heidnischen Indianers zu werden, und auf ihren Gebeten beharrt. Sie starb unter Gebeten für ihre Mörder, nachdem sie die reinste Unschuld des Lebens im Verein mit strengen Kasteiungen, die damals unter den neubekehrten Indianern gewöhnlich waren, darauf vorbereitet hatte, die Geduld in Leiden darzulegen, durch die sie den König der Märtyrer verherrlichte und sich einen Thron der Macht zu seinen Füßen erwarb.

Dies war die Geschichte, welche die junge Indianerin Katharine, die Schwester der Madeleine und Begleiterin Mary de Groot's jetzt erzählte, indem sie

auf die verschiedenen Lokalitäten derselben hinwies. Mrs. Duncan hörte ihr mit Thränen zu, warf einen Blick demüthiger Verehrung auf Miß de Groot und schien dadurch anzudeuten, daß ihre junge Lehrerin den Geist der Heiligen besitze.

Mary trug die bescheidenste Kleidung der Squaws — eine Tunika von rothem Kattun mit kurzen Ermeln, die um den Leib mit einem Gürtel von ungegerbter Haut zusammengebunden war, reichte bis auf die Hälfte des Beines unter ihren Knieen hinab. Ihre nackten Füße und Knöchel hatten ihr natürliches rosiges Weiß mit einem dunkeln Fleischrothe vertauscht und waren von dem modernden und schlammigen Boden des Waldes beschmutzt und von Blutstreifen und rothen Schrammen befleckt. Ihr dunkles Haar wallte aufgelöst über ihre Schultern und ihren Busen. Ueber ihren Kopf hatte sie eine Wolldecke von dem gewöhnlichen blauen Zeuge, aber von einem groben Gewebe geworfen, die ihr bis fast auf die Füße hinab ging, und die sie, an eine umgestürzte Fichte gelehnt, vorn mit der Hand zusammenhielt. Es ist dasselbe stets schamhafte Gewand, das älteste unserer Kleidungsstücke ihres Geschlechts, welches wir an den griechischen Frauenstatuen und auch an den Bildern der heiligen Jungfrau sehen und das von den indianischen Frauen noch jetzt auf die antike Weise getragen wird.

Miß de Groot hatte ihren Rosenkranz in ihren rauhen Gürtel gesteckt; sie trug keine andere Last,

aber sowohl Mrs. Duncan, wie die junge Indianerin hatten ein Bündel von mäßiger Größe in einer Rindenumhüllung mit Bändern von gleichem Material an ihre Schultern gehängt.

Mary's Gesicht war warm und geröthet, obgleich sie sehr ermattet aussah und ihre Glieder zitterten, als sie in ihrer ruhenden Attitüde den einen reisebeschmutzten Fuß über den andern stellte. Man konnte in ihrem Auge eine mit Furcht gemischte eifrige Erwartung wahrnehmen. Endlich stellte sie an ihre Gefährtinnen eine Frage, welcher dieselben ihre Zustimmung gaben, und sie bewegten sich sämmtlich nach dem Felsstücke hin, auf welchem ein Kreuz angebracht worden war. Sobald sie vor demselben ankamen, knieeten sie nieder und Mary zog ein kleines Buch aus ihrem Busen und las einige Gebete. Es war der Weg zum Kreuze und dies war die dreizehnte Station, denn als sie aufstand, sagte Mary mit einem tiefen Seufzer:

„Es ist noch eine zu machen, Katharine."

„Eine halbe Meile weiterhin," antwortete die junge Indianerin, indem sie Mary ihren Mantel abnahm; „so weit ist die heilige Katharina vor ihren Feinden gelaufen. Es ist gebräuchlich diesen Theil auf den Knieen zu machen."

Mary warf sich wieder auf ihre Kniee und küßte den Boden. Alle thaten das Gleiche. Die junge Squaw ging voraus. Anfangs war die Bewegung

nicht sehr schwierig, denn der Weg führte über die Prairie; aber nachdem sie wieder in den Wald gekommen waren, nahmen bei jedem langsamen, schleppenden Schritte die Hindernisse zu. Die Bewegung über verschlungenen Wurzeln oder das Hindurchkriechen unter gefallenen Bäumen war weniger peinlich, als der Uebergang über die steinigen Bäche oder die weichen sumpfigen Stellen, die sich vervielfältigten, als sie näher an den Fluß kamen. Ein rüstiger Mann in seiner freieren Kleidung würde oftmals nicht gewußt haben, wie er mit allen Hilfsmitteln seiner starken Hand und seines stets bereiten Fußes durch das schlammige Dickicht hätte kommen sollen. Die junge Indianerin und Mrs. Duncan hielten ihre Gewänder über das Knie empor, aber Mary mußte bei jedem Schritte ihre Tunika so gut sie konnte unter den ihren hervorziehen. Ihre Gefährtinnen sagten kein Wort, um ihr anzudeuten, daß sie wohl thun würde, von einer Aufgabe abzustehen, die für ihren vergleichsweise zarten Körper zu schwer sei. Sie bemitleideten sie. Beide schienen aber ihre Leiden als unvermeidlich zu betrachten, wie wir in den orientalischen Geschichten von grausamen Gebräuchen lesen, die von den nächsten Verwandten des unglücklichen Opfers unbarmherzig erzwungen werden. Einmal sank sie verzweiflungsvoll auf ihr Gesicht und hielt sich an einer mächtigen Wurzel fest, deren schlangenartige Verschlingungen und knotige Krümmungen ein Netz bildeten, in dessen

Zwischenräumen ein weicher, schwarzer, klebriger Boden, halb Schlamm und halb Wasser, lag, der allein schon hinreichte, um ihr Vorwärtskommen zu verhindern.

„Und doch ist die heilige Katharina hier vorübergegangen,“ dachte sie, indem sie den einen bis an den Elbogen mit Koth bedeckten Arm aus einem tiefen Loche zog, in das er unvorsichtiger Weise gesunken war, — „hier ist sie vorübergegangen, während ihr Haupt nur eine Masse von Blut und Asche, ihre Glieder zerfetzt und blutend, ihr Leib über und über mit glühenden Eisen verbrannt war, während Teufel in Menschengestalt, ihre nächsten Verwandten, sie mit Stöcken verfolgten, mit Pfeilen nach ihr schossen, und sie mit Steinen und Tomahawks niederschlugen. O, Du selige Märtyrerin, hilf mir meine leichten Leiden ertragen, um Dir und unserm gemeinschaftlichen Herrn nachzuahmen!“

Von diesen Gedanken und ihrer Bitte gestärkt, erneuerte das halb ohnmächtige Mädchen seine Anstrengungen. Es kam an den Rand des Flusses. Die heilige Katharina war durch denselben geeilt, ehe sie stürzte. Das Wasser war dem Anscheine nach nicht tief, aber reißendschnell, und etwas über hundert Schritte weiter abwärts stieg der Schaum eines bedeutenden Wasserfalls in einer weißen Säule empor. Das indianische Mädchen und die Trapperfrau waren ihr immer noch voraus. Die Erstere kletterte bald das entgegengesetzte Ufer hinauf; die Letztere, welche

eben so gelenkig und muskulöser war, bewegte sich langsamer, da sie fürchtete, daß die Stärke der Strömung für Miß de Groot zu heftig sein könnte, und die Letztere hatte noch mit einem Hindernisse zu kämpfen, von welchem die Uebrigen vergleichsweise frei waren. Das Wasser fing sich in ihrer Tunika, wie der Wind in einem Segel. Seine Gewalt war unwiderstehlich und sie wurde hinabgeführt. Mrs. Duncan versuchte sie zu erfassen, glitt aber selbst aus, da ein Stein unter ihren Füßen hinwegrollte. Mary wurde davon geführt und unter das Wasser gezogen, schwamm aber energisch. Sie griff im Vorüberkommen vergeblich nach einigen Weiden, die bei einer plötzlichen Krümmung den Saum des Ufers bildeten.

„Heilige Jungfrau, rette mich!“ murmelte sie.

Im nächsten Momente wurde sie auf eine Sandbank zwischen von der Strömung angesammelte Treibholztrümmer geworfen. Zwischen diesen und dem Ufer strömte das Wasser in einem tiefen Bette schnell und heftig dahin. Es waren bis zum Falle keine funfzig Schritte mehr und in schwindelnder Höhe lag ein Baum — ein dünner Stamm — quer herüber. Mary kletterte an einem der Aeste bis zum Stamme hinauf. Die Verzweiflung verlieh ihr Kraft. Die junge Katharine war herbeigelaufen, sah aber jetzt zu, ohne sich einzumischen. Die Jungfrau schritt mit bebendem Fuße über die hohe, schmale Brücke, wo ein

falscher Tritt oder ein plötzlicher Schwindel unvermeidliches Verderben gewesen sein würde.

Unter einigen alten Schierlingstannen, auf einem Rasenplatze, der von einem rieselnden Quelle grün erhalten wurde, lag ein einfacher Erdhügel mit einem massiven Steinkreuze — das Grab der Heiligen. In das Kreuz war das rohe Bild der letzten Station des Kreuzeswegs eingelegt — der im heiligen Grabe liegende Jesus, und mit einer Glasscheibe bedeckt, um es vor dem Wetter zu beschützen.

Die Sonne war untergegangen und Mary de Groot, die sich wieder theilweise erholt hatte, aber noch in Folge ihrer Anstrengung und Gefahr keuchte nun schluchzte, las in dem blässer werdenden Zwielichte die geeigneten Gebete.

Es war mehr als eine Stunde vergangen. Sie hatten die Gebete der Station beendigt, die Litaneien der Heiligen und den Rosenkranz hergesagt, worauf sie sich zu der Novena vereinigten und die Abendhymne sangen. Sie haben sich im Geiste mit ihren Brüdern vor das heilige Sakrament gestellt und den Segen des Herrn erfleht. Der Mond schien auf das wilde Felsufer und ließ das wallende fetzenartig herabhängende Moos — das graue Haar der alten Schierlingstannen — weißer als bei Tage erscheinen. Die Stunde für die letzte Kasteiung, welcher sich Mary allein unterziehen sollte, war gekommen. Pater Smith hatte nur mit großem Widerstreben eingewilligt, daß

sie dieselbe durchführte, und sie hatte dazu seine Erlaubniß mit Thränen erbitten müssen, um nichts ungeschehen zu lassen, was ihr den Schutz der Märtyrerin und der Königin der Heiligen verschaffen könne. Jetzt aber wo die Zeit gekommen war, wo ihr nichts weiter zu thun übrig blieb, erkrankte ihr Herz, bebte ihre Frauenseele zurück. Sie weinte und bat, auf dem Grabe der indischen Heiligen ausgestreckt, um den wahren und würdigen Geist der Buße.

„Ich bringe sie zur Erinnerung an die Leiden meines Herrn dar," rief sie, „um meine Sünden zu büßen, die Schwäche meines Herzens zu bekämpfen und meinem theuern Vater die Wiederherstellung der Gesundheit und die Gnade der wahren Bekehrung zu verschaffen. Ich bringe sie in dieser Absicht durch die Vermittelung der heiligen Jungfrau Maria und Katharina, der Märtyrerin der Irokesen, dar, an deren Grabe sie verrichtet wird durch Christum unsern Herrn."

Nachdem Mary de Groot dieses Gebet beendigt hatte, erhob sie sich und von ihrem verstörten Gesichte und ihrer bebenden Gestalt strahlte eine neue Entschlossenheit aus.

„O mein Vater," rief sie mit einem Enthusiasmus, welcher nur selten bei ihr sichtbar wurde, „Du hast an meinem Gehorsame gezweifelt und meine Liebe zurückgestoßen; aber Du sollst jetzt in Deiner höchsten Noth die Macht der Liebe Deiner Tochter erkennen."

Mrs. Duncan hatte sich entfernt, aber das in=

dianische Mädchen war zurückgeblieben und streckte der Miß de Groot mit unbarmherziger Bereitwilligkeit die „Disciplin" ihrer heiligen Namensverwandten hin, mit welcher Katharina vor anderthalbhundert Jahren gewohnt gewesen war, ihren noch unerlös'ten Leib zu kasteien und einen Beweis für die Zerknirschung abzulegen, die ihr die göttliche Gnade eingeflößt hatte. Sie schwang dieselbe, wie um ihre Anwendung zu zeigen, eine Art von wildem Funkeln schimmerte in ihren jungen hellen Augen — ein schnelles Keuchen erhob ihre halb bekleidete braune Brust und dann schoß sie mit der behenden Bewegung einer wilden Katze hinweg und begab sich zu Mrs. Duncan.

War in der dunkeln Race das wilde Blut wohl völlig ausgerottet?

* * *

Ein Ausdruck von unaussprechlicher Zärtlichkeit und unbeschreiblichen Mitleids erfüllte die dunkeln Züge Katharinens und schien ihre schlanke Gestalt nieder zu beugen, während sie bei der Frau des Trappers kauerte.

„Gehen wir jetzt zu ihr?" flüsterte sie.

„Sie hat uns nicht gerufen."

„Ich höre nichts — nichts mehr."

Sie näherten sich langsam und sahen dasselbe, was ihr Vater erblickt hatte, außer, daß ihre weißen Schultern, obgleich sie im Mondscheine nackt dalagen,

fleckenlos waren wie die eines Kindes. Anfangs glaubten sie, daß sie ohnmächtig geworden sei; aber ihr auf dem Erdhügel liegendes Gesicht war eher erhitzt, als bleich zu nennen, ihr Busen ruhte auf dem Grabe, der eine weiße Arm umfaßte es sanft gebogen; die Hand hielt noch die kieselharte Geißel fest und ihr langes schwarzes Haar wallte wie ein Schleier herab, vermischte sich mit ihren Bändern und reichte bis auf den Rasen nieder.

So schlief die erschöpfte Pilgerin unter freiem Himmel wie in dem Palaste ihres Vaters, und der beruhigte Schatten ihrer Mutter wachte triumphirend an ihrer Seite.

Elftes Kapitel.

Es war der Tag vor dem Allerheiligenfeste. Viele von den Indianern fasteten streng bis zum Untergehen der Sonne. Die Pilgerinnen wurden in der Frühe des nächsten Morgens zu rechter Zeit für die Spätmesse erwartet, wo die Novena, deren Fürbitten bereits zum Theil erhört waren, mit einer allgemeinen Kommunion beschlossen werden sollte. In dem Dorfe herrschte eine gewisse feierliche Geschäftigkeit, und der Missionär war beinahe den ganzen Tag in der Kirche mit Beichtehören beschäftigt. Man bemerkte hier die so schöne Eigenthümlichkeit der indianischen Missionen, daß die ganze Einwohnerschaft sich an den gleichen Religionshandlungen und mit fast der gleichen Andacht betheiligte.

Kurz nach Mittag traten zwei indianische Mädchen in die geweihte Stätte, um den Altar der Purpurdecken zu entkleiden, die am Morgen der Vigilie

wegen gebraucht worden, und sie durch die weißen zu ersetzen, welche für das Fest geeignet waren, das eins von den größten des Jahres ist. Sie beugten ehrerbietig die Kniee und entkleideten darauf geräuschlos aber geschäftig den Altar, bis nur noch das dunkle Cedernholz zu sehen war. Die weißen Decken und Behänge, welche sie ihm darauf anlegten, waren von den unermüdlichen Fingern der indianischen Frauen mit Goldperlen und Seide gestickt und besaßen wirklich bedeutenden Werth. Sie stellten die zahllosen frisch auf die Leuchter gesteckten Kerzen und die letzten Blumen des Herbstes — das weiße und blaue Chrysanthemum — an ihre Orte. Das Altartuch hing noch in seiner einfachen Reinheit herab; die Anbetungsstätte des Gottes Israel's erhob sich in ihrer dunkeln Cedernfarbe darüber und war von den hohen, dünnen weißen Kerzen umringt, welche bald zu Ehren des göttlichen Gastes entzündet werden sollten, wie der unsichtbare Thron von der sternglänzenden Engelschaar umringt ist. Die Mädchen hatten jetzt ihre Arbeit beendigt und zogen sich mit einer Kniebeugung zurück. So hatte eine himmlische Ordnung und Schönheit eine sichtbare Herrschaft unter diesem einst so wilden Geschlechte errichtet, und selbst das Bekleiden des Altars durch Frauenhände, welches in den amerikanischen Missionen aus guten Gründen allgemein ist, diente zu einem guten Zwecke, indem es die geistliche Gleichheit der beiden Geschlechter, welche man nur

im Christenthume findet, grundsätzlich zur Geltung brachte.

Duncan, der Trapper, war in die Kapelle gekommen und von dem, was um den Altar geschah, Zeuge gewesen. Jetzt verließ aber Pater Smith den Beichtstuhl und begab sich durch die Sakristei nach der Mission, während der Trapper durch die Hauptthür aus der Kirche trat und ihm eilig folgte.

Duncan hatte sich den ganzen Tag über im Dorfe umhergetrieben und bald bemerkt, daß er beobachtet wurde. Er war in den Wald hinausgegangen und hatte wahrgenommen, daß man ihm folgte. Der kluge Pierre, der seine Fährte mit der Unfehlbarkeit eines Schweißhundes verfolgt haben würde, und der hitzige Courtney, dessen leichtaufwallendes Blut und vielfach geübte Büchse gefährlich waren, behielten ihn unverwandt im Auge. Sein Hinweggehen war jedoch eine Finte gewesen. Er hatte sich bei seiner Rückkunft wie jetzt zu Pater Smith in den Garten des Missionshauses begeben und nochmals zu wissen verlangt, wie bald seine Frau erwartet werde.

„Wollen Sie mit ihr nach dem Racket zurückkehren?“

„Gewiß.“

„Unverzüglich?“

„Geradewegs.“

„Wissen Sie, daß sie eine Taufkandidatin ist?“

„Hier religiös geworden — he?“

„Wir hoffen es.“

„Nun, ich habe nichts dagegen; ich bin von einem Methodistenprediger im Scroonsee getauft worden, als ich funfzehn Jahre alt war. Ich bin in aller Form unter das Wasser getaucht worden, sehen Sie. Vermuthlich besprengen Sie, Mr. Smith?“

„Wir taufen,“ sagte der Missionär mit Wärme.

„Ganz richtig. Ich bin untergetaucht worden, und ich weiß noch, wie der Pfarrer sagte: Im Namen und so weiter, während ich unter dem Wasser war. Es war eine recht feierliche Zeit — ich werde es nie vergessen. Er war ein mächtiger Prediger und bekehrte damals eine Menge von Leuten. Ich glaube, daß er ein guter Mann war, wiewohl er sich später von dem Gnadenwege verirrte und mit einem Mädchen davonlief, das er bekehrt und umgetauft hatte.“

„Wenn Ihre Frau getauft sein wird,“ sagte der Missionär streng, „so müssen Sie sie den Formen der Kirche gemäß heirathen.“

„O, was das betrifft, so weiß ich noch nicht so recht, ob ich es thun werde.“

„Es muß geschehen, Mann,“ erwiederte der Priester. „Ueberlegen Sie sich's. Miß de Groot wird schwerlich vor morgen früh hier ankommen können. Ich werde Ihre Frau unverzüglich taufen, und sobald die religiösen Ceremonieen des Morgens vorüber sind, Sie mit ihr trauen. Wenn Sie es gut mit ihr

meinen, wie ich hoffe, daß Sie es thun, so können Sie nichts dagegen einzuwenden haben."

„Nein, Mr. Smith, auf diese Weise können Sie mich nicht daran kriegen. Ich habe keine Lust, mich an irgend ein Frauenzimmer auf Erden zu binden, so daß ich nicht wieder loskommen könnte, wenn es nöthig wäre — am wenigsten aber an Dorotheen," antwortete der Trapper grinsend.

„Dann müssen Sie sie aufgeben," sagte der Missionär kalt. „Sie ist bei Freunden, die nicht gestatten werden, daß sie unbillig behandelt wird. Sie weiß jetzt, was eine christliche Frau zu erwarten berechtigt ist, und wird nie wieder mit Ihnen gehen, wenn Sie es ihr nicht gewähren."

„Das werden wir sehen," antwortete der Squatter, dessen blasses Gesicht sich mit einer unheilverkündenden Röthe färbte.

„Haben Sie Ihr ganzes Interesse an der Religion verloren?" sagte Pater Smith, der sich den Mann um seiner Frau willen günstig zu stimmen suchte. „Sie müssen doch einiges besessen haben, als Sie getauft wurden."

„Ich habe die Sünde wider den heiligen Geist begangen," antwortete Duncan.

„Das können Sie nicht wissen," sagte der Missionär.

„Ja, ein Jeder wird sieben Mal berufen. Wenn er jeden Ruf zurückweist oder nach dem letzten wieder

vom Glauben abfällt, so ist mit ihm Alles aus. Ich habe mich nach meinem siebenten Male wieder verirrt."

„Die Bekehrung Ihrer Frau ist für Sie ein Ruf," antwortete der Priester in milderem Tone. „Vielleicht haben Sie falsch gezählt; ein solches Versehen ist leicht. Versuchen Sie es noch ein Mal und sehen Sie zu, ob Sie sich nicht wahrhafter als je zuvor mit Ihrem Schöpfer aussöhnen können."

„Ich sage Ihnen, Mr. Smith, es ist gerade so unmöglich, als daß Wasser in einer Lampe brennen könnte wie Oel."

Hier kam Alban mit Mr. de Groot's Büchse, welche Morrell auf seinen Befehl gereinigt hatte, aus der Mission, setzte sich auf die Thürstufe und begann sie mit einer Kugel zu laden. Seit sein Freund für außer Gefahr erklärt worden war, dachte er wieder daran, die Zeit durch die Hirschjagd zu benutzen. Der Trapper griff an seine graue Mardermütze und schlenderte hinweg.

In dem Dorfe plauderten die Frauenzimmer über die wunderbare Heilung Mr. de Groot's. Duncan trat zu Morrell und Courtney, welche über den gleichen Gegenstand sprachen; Morrell dachte, daß Mr. de Groot vielleicht jedenfalls wieder gesund geworden sein würde. Er glaubte nicht recht daran, daß der Umstand, daß die junge Dame vierzig Meilen weit barfuß durch den Wald gegangen sei, etwas damit zu

schaffen haben könne. Er sah nicht ein, wie es möglich war. Er hatte stets gehört, daß keine Wunder mehr geschähen, und dies würde ein Wunder sein, wenn es wahr wäre. Es habe sich zufällig so getroffen. Es sei gerade wie mit den patentirten Arzneien. Wenn die Person, welche eine solche einnimmt, gesund werde, so erhalte die Arznei die Ehre; aber von Denjenigen, welche nach dem Einnehmen sterben, rede kein Mensch.

„Ganz richtig!" sagte Courtney, der stets geneigt war, Demjenigen, welcher zuletzt gesprochen hatte, Recht zu geben.

„Ich für meinen Theil halte es für ein ächtes Wunder," bemerkte Duncan. „Als ich noch Methodist war, wurde einmal bei einem Camp-Meeting einer von den Kirchenvorstehern krank, und wir beteten für ihn in dem Betkreise wohl vier Stunden lang — Männer wie Weiber, Jungen wie Mädchen, Alle zusammen. Eine Frau und zwei Mädchen hatten die Kraft ungeheuer stark. Nun — wir beteten den Kirchenältesten aus dem Bette und auf die Kanzel, und er hätte darauf keinen Fieberanfall mehr. Ich denke, daß der Umstand, daß alle jene verwünschten Indianer neun Tage lang für den Patron gebetet haben und daß Miß de Groot so weit zu dem Grabe der heiligen Squaw, die sich vor zweihundert Jahren wegen ihrer Religion hat ermorden lassen, gegangen ist — das ist auch gebetet, und zwar mächtig stark — hin-

reicht, um die plötzliche Gesundheit ihres Vaters zu erklären."

Die Dorfbewohner versammelten sich, von dem Religionseifer des bevorstehenden Festes und dem durch die Heilung des Patrons erregten allgemeinen Enthusiasmus getrieben, früher als gewöhnlich zum Abendgebete. Sie kamen lange vor der angesetzten Zeit herbei: Indianer in blauen Ueberwürfen und klassisch aussehenden Wolldecken, Squaws in dunkeln Beinkleidern und kurzen blauen Röcken, Mädchen mit lang auf ihre Schultern herabwallendem schwarzem Haar und Kinder beider Geschlechter mit mehr oder weniger spärlicher, aber doch anständiger Kleidung, bis zu dem Säugling, der auf seinem Bretchen an den Rücken seiner Mutter gebunden war, herab. Es war merkwürdig, den Besitz der erhabensten Ideen der Offenbarung, die dem Menschen durch das fleischgewordene Wort eingegeben worden sind und mit denen das sie umgebende hochcivilisirte Volk, die Eroberer und Herren ihres Landes fast ganz unbekannt waren, mit dem äußern Scheine eines dunkeln, erst halb seiner ursprünglichen Barbarei entstiegenen Stammes — die herrlichsten Errungenschaften des Menschen in der übernatürlichen Welt mit Spuren von dem wilden Zustande vermischt zu sehen.

Die drei weißen Jäger kamen in einer freundschaftlichen Gruppe zusammen nach der Kapelle hinab und stellten sich an die Thür. Nachdem das Veni

creator gesungen, der Rosenkranz gebetet und der Chorgesang feierlich intonirt worden war, begann Pater Smith, während die Knaben sich anschickten, den weißen Kerzenwald zur Segensprechung anzuzünden, seine Belehrung, die er um der Führer und Duncan's willen in englischer Sprache von sich gab, denn diese glichen, gegen die Indianer gehalten, verirrten Schafen, und der Missionär dachte, daß die Gelegenheit, einen heilsamen Eindruck auf sie zu machen, nicht versäumt werden dürfe. Courtney's Interesse wurde auf's Höchste erregt, Morrell bewies eine gespannte Aufmerksamkeit; aber Pierre behielt Duncan im Auge, besonders da der Letztere durch eine verdächtige Bewegung dicht an die Thür zu gelangen gewußt hatte.

Plötzlich fiel es Alban ein, daß es doch sehr bedauerlich sei, daß die arme Margarethe Dolman des Vortheils beraubt bleiben solle, diesen englischen Unterricht zu hören, aus welchem so Viele, die vollkommen im Stande waren, ihre Stelle bei Mr. de Groot zu ersetzen, keinen Nutzen ziehen konnten. Er wendete sich um und winkte Pierre, sich ihm zu nähern. Er wünschte Madeleine an Margarethens Stelle zu senden, hielt es aber bei einem so stolzen Mädchen für das Beste, ihr den Befehl durch ihren Vater zugehen zu lassen, denn Atherton hatte durch seinen Verstand, seinen festen Willen und sein ruhiges Wesen unter den Indianern beinahe das Ansehen eines Fürsten erlangt. Duncan benutzte den Augenblick, in

welchem sich Pierre niederbeugte, um die Worte des jungen Mannes zu vernehmen, und schlüpfte aus der Kapelle.

Der Trapper eilte nach dem Missionsgarten. Er trat in das Haus. Margarethe saß, mit Nähen beschäftigt, in dem Zimmer ihres Herrn. Duncan rief sie durch Zeichen in das äußere Gemach und das Mädchen kam verdachtlos zu ihm heraus. Sie glaubte, daß er ihr Nachrichten von ihrer Herrin bringe. Es war die Absicht des Trappers, sich so schnell wie möglich des Mädchens zu entledigen, und er versuchte es zu küssen, worauf es, sobald es sich von ihm losreißen konnte, was er ohne heftigen Widerstand zugab, in den Garten lief, da es sich scheute, durch das Erheben eines Geschreis im Hause seinen Herrn zu wecken. Er kam an die Thür des Missionshauses und sie floh nach der der Sakristei. Margarethe sagte später, daß ihr, da er einer von den Führern war und sich früher im besondern Dienste befunden hatte, keine Idee davon in den Kopf gekommen sei, daß er nicht bei Mr. de Groot allein gelassen werden dürfe. Sie betrachtete sein Benehmen in ihrer einfachen Weise als die Impertinenz eines Dienstgenossen, und ihr einziges Bestreben war das, sich persönlich aus seinem Bereiche zu entfernen.

Der Trapper betrat leise in seinen Mocassins Mr. de Groot's Zimmer. Der Genesende schlief. Seine Kleider waren in guter Ordnung auf ein Re-

gal gelegt, sein Reisesack hing an einem Nagel. Duncan schnitt denselben sofort mit seinem Jagdmesser auf und schüttete den Inhalt auf den Boden. Mr. de Groot's Geldbeutel, der für diese Exkursion mit Gold gefüllt worden war, stürzte mit den übrigen Gegenständen heraus und die schimmernden Goldstücke glänzten durch die seidenen Maschen, welche sie aufbäuschten. Der Räuber steckte ihn in die Tasche, bemächtigte sich der Uhr, welche auf dem Tische pickte, der jetzt nicht mehr von Arzneien vollstand, und zog sich eben so leise zurück, wie er gekommen war. Er verwendete einen Moment darauf, an dem kleinen Fenster des äußern Zimmers zu recognosciren; Pierre und die beiden Führer bogen eben um die entfernteste Ecke der Kapelle, aber mit der Miene von Männern, welche nicht recht wissen, nach welcher Seite sie schauen sollen. Margarethe ging langsam an der Sakristeithüre auf und ab und beobachtete das Haus. Morrell that einen Schritt nach dieser Richtung hin. Duncan wartete nicht, bis er ihn mit dem Mädchen hatte zusammentreffen sehen, die Hinterthür gewährte ihm einen völlig unbemerkten Ausgang aus der Mission. Er sprang hinaus, lief über den Begräbnißplatz, wo er seinen Verfolgern deutlich sichtbar gewesen sein würde, wenn sie nach dieser Seite geblickt hätten, versenkte sich in den Cedernhain und eilte nach dem Flusse. Am Ufer war ein Canoe festgebunden. Er sprang hinein und hatte nach einer Minute die entgegengesetzte Seite erreicht.

Zwölftes Kapitel.

Der Flüchtling hatte mehrere Umstände für sich. Es mußte nothwendiger Weise einige Zeit damit verloren gehen, daß man die von ihm eingeschlagene Richtung genau ermittelte und sich für einen Verfolgungsplan entschied, und diese Zeit war die der Dämmerung, welche Duncan auf seinem Wege durch den Wald benutzen konnte. Vor Allem war er für jetzt durch nichts belästigt, als durch seine Beute, während seine Verfolger eine Last von Schießgewehren und Canoes zu tragen haben mußten.

Nachdem er etwa vier Stunden lang durch den dichten Wald geeilt war, kam er an das Ufer eines Sees. Dicht am Rande des Wassers lag dort, wo er denselben berührte, mit dem Boden nach oben ein Canoe im Gebüsch. Er drehte es schnell um. Unter demselben befanden sich eine Büchse, ein Beil, eine Angelruthe, ein paar Ruder und ein in Rindenstücke

gewickeltes Bündel. Er ließ das leichte Fahrzeug in's Wasser, warf die Gegenstände hinein und stieß ab. Seine Richtung ging gerade über den einsamen, mondbeschienenen See ziemlich neun Meilen weit nach dem Fuße einiger waldumsäumten Berge. Hier that sich, als er in ihre Nähe kam, ein von steilen, überhängenden Felsen umgrenzter Einfluß auf, an welchem man das Brausen, den stürmischen Athem und den hefenartigen Schaum eines Wasserfalls wahrnahm. Er ruderte so dicht wie möglich zu den Felsen heran, stieg an einer tieferliegenden Stelle aus, nahm sein Canoe und das Gepäck auf die Schulter und setzte seinen Weg fort. Der Tragplatz war etwa eine Meile lang, und seine Schwierigkeiten wurden durch die Nacht trotz der Unterstützung des Mondes verdoppelt. Mitternacht war nahe, er hatte fast, ohne auszuruhen, sechs und eine halbe Stunde lang sich angestrengt, und die einzige Abwechslung in seinen Mühseligkeiten war die des Laufens durch den Wald mit der des Ruderns auf dem See gewesen; aber er hatte seine Absicht ausgeführt. Er empfand die ernste Freude, welche der Mensch zu fühlen pflegt, wenn er glücklich einen schwierigen, verwegenen Plan ausgeführt hat. Am Ufer des Flusses brannte auf dem Punkte, wo er es wieder erreichte, unter den Bäumen ein Feuer; er ließ sein Canoe an's Land laufen, band es fest, nahm seine Büchse und näherte sich vorsichtig dem Bivouak der Pilgerinnen. Die drei Frauen ruhten, von einem

mächtigen Reißighaufen beschützt, dicht bei einander im tiefen Schlummer vor dem Feuer. Mary de Groot lag, vom Kopfe bis zum Fuße in ihren blauen Mantel oder ihre indianische Wolldecke gehüllt, zwischen den beiden Anderen, und der dunkle Arm des indianischen Mädchens war liebevoll und schützend um sie geschlungen.

Die Pilgerinnen waren völlig schutzlos, und Duncan war ein durch sein vor Kurzem begangenes Verbrechen verzweifelt gemachter, gut bewaffneter Mann, der über eine ihrer Zahl die zur Gewohnheit gewordene Gewalt eines despotischen Ehemannes besaß. Das junge indianische Mädchen hatte seine Absicht kaum begriffen, als es auch wie ein Reh in den Wald sprang und augenblicklich verschwunden war; aber Miß de Groot, welche die furchtbaren Mühseligkeiten des Weges ermattet und steif gemacht hatten, befand sich nicht in der Lage, Widerstand zu leisten oder die Flucht zu ergreifen, und Mrs. Duncan gehorchte seinen Befehlen mit einer demüthigen Furcht, welche deutlich die Erinnerung an persönlich erlittene Gewaltthätigkeiten verkündete. Die Pläne, welche der verhärtete Bösewicht früher gefaßt haben mochte, wurden durch den Anblick der aus dem Schlafe emporschreckenden Miß de Groot befestigt.

„Nach dem Canoe dort hinab, Dorothea; kümmere Dich nicht um die Sachen — und Sie, Miß, werden vielleicht lieber nach dem Boote hinab gehen,

als sich von mir tragen lassen, da ich nicht der junge Bursche bin, der alle Damen so leicht und vorsichtig trägt, wie eine Squaw ihr erstes Kind. Kommen Sie, Miß, ich will gegen Sie höflich sein, aber ich habe keine Zeit zum Hin- und Herreden — Sie müssen selbst gehen, sonst werde ich Sie dazu zwingen — bei Gott, das werde ich!"

Mit solchen Worten und denselben entsprechenden entschiedenen Handlungen nöthigte er sie, in das Canoe zu steigen, wo er seiner Frau eins von den Rudern in die Hand gab.

„Brauchen Sie es nicht stärker, als Sie müssen," flüsterte Mary, die im Hintertheile saß, denn der Verbrecher, welcher im Bug lag, behandelte sie noch mit so vieler Achtung, daß er ihr gestattete, ihren Platz da zu nehmen, wo sie wollte.

„Er wird mich tödten," entgegnete Mrs. Duncan im gleichen Tone, indem sie langsam in die Strömung hinausruderte.

„Achten Sie des Todes nicht."

„Wenn ich nur getauft wäre, liebe Dame," antwortete Mrs. Duncan zögernd.

„Rudere!" schrie Duncan, indem er dem armen Geschöpfe mit seinem Flintenkolben einen Stoß gab, welcher es beinahe in das Wasser geworfen hätte. „Rudere aus Leibeskräften, Weib!"

„Ihr Wunsch, getauft zu werden, ist genügend," flüsterte Mary. „Thun Sie es nicht."

Mrs. Duncan ließ das Ruder sinken und faltete um Mitleid flehend die Hände.

„Bringe mich um, wenn Du willst, Iray; ich werde gegen Miß de Groot's Wünsche nicht für Dich rudern. Du hast nichts Gutes im Sinne, daß Du sie mitnimmst."

Duncan spannte seine Büchse und erhob sie zum Zielen. Miß de Groot warf sich vor Mrs. Duncan und schlang die Arme um ihren Hals. Die Handlung sprach für sich selbst, aber sie sagte nichts. Sie hatte in der That von allem Anfange an kein Wort an den Räuber gerichtet.

„Hört mich jetzt Beide an," sagte Duncan, die Büchse senkend. „Ich verlange weiter nichts, als davon zu kommen. Ich bin von dem langen Laufen und Rudern und Tragen dieses verdammten Canoe's erschöpft. Rudere mich, so weit ich Dich brauche, Dorothea; dann magst Du mit Miß de Groot wieder umkehren, wenn Du es lieber thust, als daß Du mich nach Norden begleitest. Wenn Du aber hartnäckig bist, so nehme ich Euch Beide wieder an's Ufer, und dann soll Miß de Groot bereuen, daß sie je geboren wurde."

Mary blickte auf den reißenden, tiefen Fluß. Das Canoe bot ihr wenigstens ein stets bereites Mittel zum Entrinnen. Sie sagte der Mrs. Duncan, daß sie weiter rudern möge. Die Kräfte der Letzteren waren frisch, da sie vor ihrem Ueberfalle einige Stun-

image
not
available

und verbarg es in ihrem Busen. Sie nahm ihren Sitz wieder ein und erst jetzt lenkte Mrs. Duncan das Boot allmälig herum. Die Beiden fürchteten halb und halb, daß das kurze Einstellen der Bewegung den Schläfer wecken würde.

„Ich thue es nicht gern,“ flüsterte die arme Frau; „aber es würde gottlos sein, wenn ich ihm bei Ihrer Entführung Hilfe leistete, theure Dame.“

„Sehr gottlos,“ sagte Mary, indem sie das zweite Ruder nahm.

„Sie werden doch eine Fürbitte einlegen, daß ihm kein Leids geschieht? Man wird ihn gehen lassen, wenn Sie es verlangen,“ sagte Mrs. Duncan.

„Ich werde es um Ihretwillen thun,“ flüsterte Mary.

Sie glitten mit Hilfe der Ruder und der Strömung schnell hinab. In einer halben Stunde hatten sie eine Strecke zurückgelegt, deren Gewinnung stroman mehr als eine Stunde gekostet gehabt hatte.

Der Strom wird stärker und stärker. Sie sind bereits an dem Punkte vorüber, wo Duncan das Canoe in das Wasser gelassen hatte. Mrs. Duncan bemerkt, daß hier eigentlich ein Tragplatz sein sollte, denn obgleich sie die Gegend nicht kennt, verkünden ihr doch ihre allgemeinen Kenntnisse durch die zunehmende Schnelligkeit der Strömung die Nähe von Stromschnellen — vielleicht sogar einem Wasserfalle — und das ferne Brausen ist ihrem im Walde ge-

übten Ohre bereits wahrnehmbar. Während sie noch über die einzuschlagende Richtung sprechen, geräth das Canoe in eine schäumende Stromschnelle und schießt mit unwiderstehlicher Gewalt pfeilgleich einen schwarzen Kanal hinab. Sie sind von hohen, überhängenden Felsen umschlossen, in denen hier und da eine Spalte sichtbar wird, von welcher dann und wann ein herabgestürztes Bruchstück in dem reißenden Strome liegt. Mrs. Duncan begreift ihre Lage sofort.

„In wenigen Augenblicken, liebe Dame, werden wir über den Fall gehen, wenn wir nicht auf einen von diesen Felsen springen können.“

„Sollen wir es versuchen?“ sagte Mary, indem sie ihre dunkelblaue Decke bei Seite wirft.

„Und er?“ sagte die arme Mrs. Duncan.

„Er hat es auf Ihr Leben und auf meine Ehre abgesehen, Dorothea.“

„Ach was wird aus seiner Seele werden, theure Dame?“

„Nun so wecken Sie den Unglückseligen! Gott wird uns beschützen.“

„Weiber! Teufel!“

Duncan's Entschluß war mit der augenblicklichen Besonnenheit des Hinterwäldlers gefaßt. Er stand in dem schwachen Rindencanoe aufrecht. Eine Bewegung seines Fußes trieb es gegen einen Felsen auf welchen er sprang. Im ersten Augenblicke schien es,

als ob er durch seinen eignen Schwung in das Wasser hinüber geschleudert werden würde, aber er brachte sich in's Gleichgewicht und zu gleicher Zeit wurde plötzlich der Lauf des Canoe's gehemmt und sein Bug herumgewirbelt. Er hielt das Seil mit welchem er gewohnt war es an das Ufer zu binden in der Hand. Er zog das leichte Schiffchen schnell heran. Mary war ihm zunächst. Er versuchte, sie herauszuziehen und zu gleicher Zeit das Seil loszulassen; seine Absicht war unverkennbar die, sie zu retten, während seine Frau über den Fall hinabschoß. Das Ringen zwischen dem grimmigen Banditen und dem zarten Mädchen war seltsam und wild. Sie hielt das Boot mit beiden Händen fest und stemmte den einen Fuß gegen den Felsen. Der Verbrecher schlang seinen Arm um ihren Leib; er machte zuerst die eine Hand und darauf die andere los, aber nicht Beide zugleich; es gelang ihm bei aller seiner Gewaltthätigkeit nicht, sie frei zu schütteln. Abermals erfaßte er das Ende des Seiles und sprang mit einem ungeheuern Satze auf einen weiter abwärts befindlichen breiteren Felsen. Das Canoe schoß wie der Blitz vorüber wurde aber von Neuem angehalten und von ihm zu sich herangezogen. Mary hatte bereits das Messer aus ihrem Busen genommen und den Strick zu zerschneiden angefangen. Die Klinge schnitt gut, aber das Seil war zäh. Duncan zog unter wüthenden Flüchen das Boot heran. Er griff nach

der Spitze desselben, als eben der letzte Faden zertheilt war, aber vergeblich, und Mary, die bis jetzt geschwiegen hatte, warf das Messer mit einem Freudenschrei in den Fluß.

Zwischen ihnen und dem grünen Rande des Wasserfalls schoß der Strom noch zweihundert Fuß lang dahin.

„Wollen Sie getauft sein, Dorothea?“

„Ja,“ rief die Neophitin ihren Kopf beugend.

Mary tauchte die Hand in das brausende Wasser, auf dessen Rücken sie wie auf dem eines Renners unwiderstehlich dahin getragen wurden und goß es über die demüthige Stirn, indem sie die unwiderrufliche Formel aussprach. Das Canoe schoß in den Fall.

Es verschwand unten wie ein Bret, aber im nächsten Momente erhob es sich aus dem Schaume und trieb weiter. Die kräftigen Hände der Mrs. Duncan hielten den befestigten Sitz noch immer umfaßt und Mary's Arme waren mit der Zähigkeit einer Ertrinkenden um sie geschlungen. Die Frau des Trappers hatte die Besinnung nicht verloren. Beide keuchten von dem Untertauchen, waren aber unverletzt. Sie lassen sich das Canoe von selbst aufrichten und emporgehen so weit es vermag. Mrs Duncan schöpft das Wasser heraus, sie hält die eine Seite, während Mary auf der andern einsteigt. Sie schöpfen mit ihren Händen. Es ist anstrengend, aber sie gewinnen

schnell die Oberhand, denn die dünne Birkenrinde hat keinen Schaden erlitten. Mrs. Duncan steigt ein. Der Mond blickt zwischen den hohen Felsen auf einen kochenden, silberglänzenden Wasserkessel hinab, über den das Canoe und die beiden Frauen führerlos, rüderlos, aber wohlbehalten dahingetragen werden.

Als sie aber in dem Ausschöpfen nachzulassen und Gott für ihre Erlösung zu danken, begonnen hatten, stürzte von oben ein mächtiger Stein so nahe bei ihnen herab, daß sie von dem aufspritzenden Wasser bedeckt werden. Sie blickten empor. Duncan lief auf den Klippen dahin. Er scheuderte ein zweites Bruchstück hinab. Die Höhe ist so groß, daß er nicht genau zielen kann, aber er verfolgt das langsam auf der ruhiger gewordenen Strömung dahin treibende Canoe in der Hoffnung, dasselbe oder eine von den Frauen zu treffen, ehe es auf den in dichter Nähe befindlichen See hinaus gelangt. Abermals kommt ein großer Stein. Seine Frau ist getroffen und sinkt zurück, während Miß de Groot einen Schrei ausstößt. Der Dämon lief mit einem triumphirenden Fluche vor ihnen hin nach einer Felsspitze, die wie eine Bastion in das Wasser hinausragte. Hier befand sich ein großer Stein, der von einem höheren Punkte herab gestürzt war. Er machte ihn mit Anstrengung von seinem Lager los und schleppte ihn an den Rand. Das Canoe schwamm gerade auf ihn zu und Mary de Groot, die den leblosen Körper ihrer Begleiterin auf

ihrem Schooße hielt sah kein Mittel des Entrinnens vor sich. Sie küßte das kleine an ihren Rosenkranz befestigte Kruzifix und blickte unerschrocken nach dem Mörder. Ihr Gehirn wurde von tausend Gedanken durchzuckt.

„Soll ich mich in den Fluß stürzen, um jene zerschmetternde Masse zu vermeiden? Wenn aber das Boot von ihr getroffen wird, so werde ich entweder das Ufer suchen oder ertrinken müssen. Ehe ich mich aber in die Macht jenes Mannes gebe will ich — sterben.“

Ist sie verwirrt geworden, oder sieht sie ihn wirklich auf der schwindelnden Klippe emporspringen? Der scharfe Knall einer Büchse verscheucht die Stille der Nacht und der Körper des Verbrechers stürzt dunkel herab und wenige Fuß von seinem beabsichtigten Opfer in's Wasser. Das Canoe schwimmt unter dem Bastionartigen Felsen vorüber und aus dem breiten Schatten, welchen der Wald über den darunter gelegenen See wirft, gleitet ein Boot in den Mondschein und Alban's Zuruf erschallt.

Dreizehntes Kapitel.

Die Verfolger hatten ihre Richtung eben so direkt und sicher genommen wie der Flüchtling selbst. Von Pierre geführt, hatten sie sofort den Weg nach dem Punkte eingeschlagen, wo dieser vermuthete, daß die Pilgerinnen die Nacht zubringen würden. Auf der Stelle, wo Duncan in den See gerudert war, hatte man ein wenig gezögert, weil man sich im Zweifel befand, ob der Trapper nicht dem Ufer gefolgt sei, welchem entlang die Frauen zurückkehren konnten, oder wo sie auf irgend einem nahen Punkte ihre Ruhe halten mochten. Sobald eine sorgfältige Untersuchung die Thatsache, daß er wirklich ein Canoe besaß, ermittelt hatte, ließ sich mit Gewißheit auf die weiter von ihm eingeschlagene Richtung schließen.

Nachdem sie auf dem Tragplatze angelangt waren, eilten Alban und Pierre von der Ungeduld des Erstern, das Bivouak der Frauen zu erreichen und ihr

Schicksal zu erfahren getrieben, Morrell und Courtney voraus, die ihnen langsamer mit den Canoes folgten. Sie gelangten an das noch glimmende Feuer; sie fanden die Lagergeräthschaften und leichten Bündel der Pilgerinnen in einem Zustande, welcher unleugbar bewies, daß sie überfallen worden waren. Man kann sich vorstellen, mit welcher furchtbaren Gespanntheit und Ungeduld sie das Nachkommen der übrigen Männer abwarteten. Unterdessen hatten sich Morrell und Courtney in Folge ihrer Unbekanntschaft mit der Lokalität Beide im Walde verirrt. Alban begann zu rufen, um sie heranzubringen. Er sendete Pierre zurück. Während er allein und fast muthlos wartete, schoß eine dunkle, halbnackte Gestalt, — die junge Katharina — aus dem Dickicht. Sie war über Felsen geklettert, auf Bäume geklommen, hatte eine Wildniß von Dornsträuchern und Schlingpflanzen durchbrochen, um das Boot im Auge zu behalten. Sie drang mit schnellen Geberden und wenigen Worten in Atherton, wieder zurückzugehen, da die beiden Frauen und ihr Entführer bereits über den Wasserfall kämen. Nach einer Viertelstunde hatten Alban und das Mädchen, welches Letztere wie ein junges Reh vorausflog, den Tragplatz überschritten. Glücklicherweise war Morrell, als er sich auf dem unrechten Wege fand, mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit umgekehrt und sie fanden ihn am See, als er eben aus dem Walde hervorkam. Das Canoe, welches er trug, war augenblicklich wieder

im Wasser. Sie hegten nur geringe Hoffnung auf einen bessern Erfolg als den, einen von den Körpern unterhalb des Wasserfalls herausziehen zu können; ehe aber noch Morrell aus den Lilienwiesen hervorgerudert war, hatte das scharfe Auge des indianischen Mädchens die auf den Klippen dahineilende Gestalt Duncan's erkannt. Das Boot der Frauen war allerdings nicht zu sehen, aber die Bewegungen des Trappers und der Schrei, welchen Mary ausstieß, als ihre Gefährtin getroffen wurde, erklärten die Lage der Dinge zur Genüge. Es hätte sich kein passenderes Ziel für eine Büchsenkugel — keine bessere Distanz darbieten können. Dessen ungeachtet wollte Atherton, welcher fürchtete, daß er fehlen könnte, Morrell die Büchse nehmen lassen, aber der vorsichtige Führer sagte, daß ihm die Hand vom Tragen des Canoes zittere. Alban erhob also die Büchse, zielte schnell und feuerte. Mit jener stürzenden Gestalt und entfliehenden Seele schwebte auch die Jugend unsers Helden hinweg.

Ein feierlicher Zug schwamm den Mondbeschienenen Fluß hinab — bald an einer silbernen, lichten Stelle vorüber, bald durch den klaren Schatten des angrenzenden Waldes.

Pierre bildete den Vortrab. Die junge Katharine saß im Bug wie die als Zierath ausgeschnittene Gestalt eines indianischen Mädchens. Die „Disziplin" ihrer Namensgenossin befand sich noch in ihrer

Hand. Die Verlobten ruhten neben einander im Hintertheile des Canoes. Der weiße Jagdrock Alban's war bis an den Hals zugeknöpft und sein schattiger, breitkrämpiger Hut tief in die Stirn gezogen. Seine Büchse hatte er vorsichtig an seine Seite gelegt. Mary war vom Kopfe bis zum Fuße in einen der so oft erwähnten, dunkelblauen Mäntel der Squaws gehüllt, welchen die reuige Madeleine gesendet hatte. In dem unmittelbar darauf folgenden Boote, dem Morrell's — lag eine gerade ausgestreckte, stumme Gestalt, anständig, wenn auch kalt, in Mary's eignen Mantel gewickelt, der auf den Felsen unterhalb des Wasserfalls gefunden worden war. Ueber das Gesicht war ein weißes Taschentuch gebreitet. Der zuletztkommende Courtney ruderte kräftig, und auf dem Boden des Canoes — es war das Duncan's — lag eine zweite, nachlässig hingeworfene Gestalt mit unbedecktem Gesichte in schaueriger Ruhe.

Der Mond ging unter. Als es dunkel zu werden anfing, begannen Alban und seine Gefährtin miteinander zu reden.

„Wissen Sie, Alban, daß die That, welche Sie heute Nacht begangen haben — so nothwendig — so gerecht sie auch ist — Ihnen das Eintreten in den Priesterstand unmöglich macht, wenn Sie nicht eine Dispensation einholen? Ich weiß es zufällig von einem jungen Manne her, über welchen vergangenen Sommer in Kanada viel gesprochen wurde."

„Es ist mir bekannt, da ich aber nicht die Absicht habe, um Zutritt in den Priesterstand nachzusuchen, so bereitet mir das Ereigniß in dieser Hinsicht keinen Unmuth.“

„Ich hatte halb und halb die Idee, daß Sie während Ihrer Zurückgezogenheit oder später an so etwas gedacht hätten,“ antwortete Mary zögernd.

„Ich kann Ihnen versichern, daß mir kein solcher Gedanke in den Sinn gekommen ist.“

Hier trat eine Pause ein.

„Jane hat mir gesagt, daß Sie im Sinne hätten, in's Ausland zu gehen, um noch ein paar Jahre lang auf einer fremden Universität zu studiren.“

„Meine Pläne haben sich in dieser Beziehung gänzlich verändert. Ich gedenke, meinen Beruf auf eine solche Weise zu betreiben, daß ich die praktische Ausübung desselben so frühzeitig wie möglich beginnen kann. Ein dreijähriges Studium der Rechte kommt mir, gering gesagt, wie ein Jahrhundert vor.“

Es trat abermals eine Pause ein.

„Sagten Sie nicht, daß Jane eine Proselytin sei?“

„Eine enthusiastische.“

„Die liebe Jane! Ich habe sie sehr lieb — und sie liebt Sie, Alban.“

„Es sollte mir leid thun, wenn ich anders denken müßte.“

„Jetzt wird sie außer Ihnen keinen Menschen

mehr behalten, der sie lieb hat. Dieser Schritt wird alle ihre Freunde entfremden und man wird sagen — und die Welt wird es glauben, daß die Liebe zu Ihnen der Grund davon sei."

„Hierauf läßt sich leicht antworten, daß ich bereits mit einer Andern verlobt war, als die Umwandlung eintrat."

„Ich denke, daß wir jetzt die Pflicht haben, mit einander zu streiten, wer den größten Edelmuth beweisen und für das Glück des Andern das größte Opfer zu bringen vermag."

„Worauf soll das abzielen?"

„Ich will Sie Janen abtreten und Sie sollen mir um ihretwillen entsagen. Ich will des Friedens wegen zugestehen, daß der Preis des Edelmuths Ihnen gebührt," antwortete sie schnell.

„Und was gedenken Sie anzufangen, wenn dieses Arrangement ausgeführt ist?"

„So lange der Papa lebt, werde ich auf Erden stets eine Pflicht haben. Fürchten Sie aber nichts für mich — ich werde auf tausenderlei Weise reichlichen Lohn und Trost finden."

„Wie aber, Mary, wenn der Fall umgekehrt und zu Gunsten eines Nebenbuhlers von mir dieser Tausch vorgeschlagen wäre? Würden Sie — könnten Sie großmüthig sein und ihn statt meiner nehmen?"

„Alban!"

„Antworten Sie mir. Denn so, wie Sie antworten, werde auch ich es thun.“

„Eher würde ich sterben. Guter Gott! der Fall ist nicht der gleiche — ich bin ein Weib. Sie, Alban, haben bereits mehr als ein Mal geliebt. Selbst Jane ist von Ihnen mit leidenschaftlichen Gefühlen betrachtet worden!“

„Das mag sein; aber meine Zeit des Wankelmuths und der Thorheit ist hoffentlich vorüber. Die Neigung, welche ich zu Ihnen hege, ist eben so unwandelbar, wie die Sterne über uns. Sie verlangen von mir daher Etwas, wogegen sich nicht nur meine Treue, sondern auch mein Zartgefühl empört. Nein! ich kann Sie, wie der Sklave der orientalischen Geschichte, meinem Herrn ohne Murren abtreten; erwarten Sie aber nicht, daß ich mich einer Andern hingeben werde.“

Und hier trat eine zweite Pause ein und sie war länger, stiller, als die vorhergehende. Das Wasser rieselte an dem Canoe vorüber und das Ruder tauchte sich mit seiner eignen Ruhe hinein. Mary hatte ihren Mantel über das Gesicht gezogen, so daß sich unter den kapuzenartigen Falten selbst von einem so Nahesitzenden, wie Atherton, nichts erkennen ließ, als der Schimmer der Augen. Das Boot mit seiner Last von Jugend und Liebe war beinahe eben so lautlos, wie diejenigen, welche die Gestorbenen und auf ewig Getrennten enthielten.

Erst als sie am Haine hinter der Mission ausstiegen, erreichte dieses Schweigen sein Ende. Der Weg nach dem Hause war kurz; er führte durch das Gehölz und den hinteren Theil des Gartens. Da Mary's Füße weder Schuhe noch Mocassins trugen, so wollte er das junge Mädchen auf seine Arme nehmen; aber sie gestattete es nicht. Sie wand den Mantel mit der einen Hand eng um sich und schritt mit dem elastischen Tritte einer Waldjungfrau dahin. Die junge Katharine sprang ihnen voraus.

„Verzeihen Sie mir und vergessen Sie, was ich gesagt habe," sprach sie, als sie sich der äußern Thür ihres Gemaches, wo sie von einander scheiden sollten, näherten. „Wenn ich Ihre Gefühle gekannt hätte, so würde ich eher gestorben sein, als so gesprochen haben."

Sie hatte ihren Schritt verzögert, um dies zu sagen.

„Eine Entschuldigung von Ihnen ist mehr als genug. Ein freundliches Wort würde hinreichend gewesen sein."

„Ich bin jetzt ganz gewiß, daß ich keinen Beruf habe," sagte sie mit helltönenden Stimme — „seit vergangener Nacht ganz gewiß. Sie müssen nämlich wissen, daß ich auf dem Grabe der Märtyrerin eingeschlafen bin und daß mir meine Mutter wieder erschienen ist — lachen Sie mich nicht aus, Alban — ich habe einen untrüglichen Beweis dafür, daß ich die Vision für wahr halten muß."

„Das glaube ich wohl," antwortete er mit einem Lachen, welches aus dem Grunde seines Herzens kam — es war voll und warm wie das seines Vaters und schien die Luft um das lauschende Mädchen zu erschüttern, ohne demselben aber Furcht zu bereiten.

„Küssen Sie mich heute Nacht nicht," entgegnete sie ihre Hand ausstreckend, „denn ich befinde mich noch in der Tracht einer Pilgerin und wir haben eine sehr traurige Gesellschaft mit zurückgebracht! — Muß es sein? Nun wohl — o genug! — Wackerer und sanfter Freund! Wenn in den kommenden Jahren, von denen wir gesprochen haben, Alban standhaft ist, so wird Mary de Groot treu sein."

So sprießt das Leben unter den Schritten des Todes empor; am Fuße des Sarkophages blühen Blumen und die Jugend der Welt erneuert sich ewig.

Vierzehntes Kapitel.

„Die Novena ist vorüber und die Oktave ebenfalls — es thut mir leid,“ sagte Jane.

„Auf Erden muß Alles ein Ende nehmen, das wissen Sie ja. In New-York sollen Sie so viele Novenen halten, wie Sie wollen, und die Oktaven werden zunehmen und schwinden wie Monde, wenn die großen Feste kommen und gehen.“

„Es ist seltsam, daß man so lange gelebt hat, ohne die einzigen wissenswerthen Dinge zu kennen.“

„Sie werden ihnen bald so vertraut sein, daß Sie vergessen werden, daß Sie je damit unbekannt waren.“

„Ich möchte wissen, ob es im Himmel so sein wird?“

„Unsere dreifach beglückte Freundin — Mrs. Duncan —“

„Nennen Sie sie Mary Katharine,“ sagte Jane; „ich vermag jenen andern Namen nicht zu ertragen.“

„Sie könnte es uns sagen.“

„Dürfen wir nicht zu Dorotheen beten, wenn sie im Himmel ist und Gott in seiner Herrlichkeit schaut?“

„Das dürfen wir. Ich für meinen Theil thue es.“

„Und doch hat Pater Smith am Tage ihres Begräbnisses ein feierliches Requiem gehalten.“

„Wir können natürlich nichts mit Bestimmtheit

wissen; aber ich wollte, ich wäre des Himmels eben so gewiß, wie ich fühle, daß sie dort ist."

„Wie wird sich Henry Atherton über den Ausgang unserer Reise wundern," sagte Jane. „Ich sehne mich, sie Alle wiederzusehen, und doch fürchte ich es auch."

„Seinem Briefe nach scheint er nicht unvorbereitet zu sein. Und der arme Mr. St. Clair wird in der einen Hinsicht getrösteter als in der andern bekümmert sein."

„Pst!" antwortete Jane, „denken Sie, daß Ihr Vater wirklich stark genug ist, um die Reise zu überstehen?"

„An den Tragplätzen wird man für ihn eine Bahre herrichten, und das Uebrige ist, wie Sie wissen, leicht. Heute ist der neunte November. Der indianische Sommer ist mild, aber wir müssen, wie Alle sagen, in den Seebezirken bald frostiges Wetter erwarten."

„Alban hat an dem Tage, wo er auf die Hirschjagd ging, auf dem Adirondack Schnee gesehen."

„Das ist wahr, und er wünscht, nach unsrer Rückkehr einen Tag lang am Kalten-Quellen-See zu jagen," sagte Mary mit einem sanften Erröthen.

„Er scheint an nichts als an die Jagd zu denken."

„Er ist jung."

„Sie ebenfalls, Miß."

„Er ist ein junger Mann."

„Ist das der Grund, weshalb er die Gesellschaft Ihres Vaters und Pater Smith's der unsern vorzieht?"

„Sie sehen, daß er sich doch um etwas Anderes kümmert, als die Jagd — um die Unterhaltung mit ihnen."

„Dort sind sie an der Thüre, wie gewöhnlich. Wir werden hingehen und zusehen, ob Ihr Vater gehörig eingehüllt ist.“

„Vielleicht werden wir ungelegen kommen.“

„O, Unsinn!“ sagte Jane.

„Ich bin der Beschränkung Ihres Geistes auf das Betreiben eines ausschließlichen Berufs entgegen,“ sagte Mr. de Groot. „Wir brauchen Männer von tiefer, aber umfassenderer Geistesbildung. Ihre ursprüngliche Idee, ein paar Jahre lang auf einer ausländischen Universität zu studiren, war eine richtige und vernünftige, und ich sehe nicht ein, weshalb Sie sie ändern sollten. Ich wollte, wir hätten in unserm Lande eine ordentliche Universität; aber wir besitzen keine. Sie müssen also in's Ausland gehen, um diesen großen Vortheil zu erlangen, und ich wüßte keinen Grund, warum Sie es nicht thun sollten, denn wir sind, wie Sie selbst einmal gesagt haben, wesentlich Europäer, — wir haben unsern Himmel verändert, aber nicht unsern Geist. Was die Kosten betrifft, so dürfen Sie natürlicher Weise Ihr kleines Kapital nicht anrühren. Es ist keine Demüthigung, von einem väterlichen Freunde, der das größtmögliche Interesse an der Entwickelung Ihrer Talente hat, die Mittel zur Vervollständigung Ihrer Erziehung zu empfangen. Mein Lohn wird Ihrem künftigen Ruhme entspringen. Es ist für Sie nicht zu viel, drei Jahre auf eine mannhafte Weise — allein — zum Studiren und Reisen zu verwenden. Sie werden in Rom Gott anbeten und in Athen philosophiren. Sie sollen ferner das glänzende Leben von London und Paris sehen und die socialen Probleme studiren, welche die dazu gehörigen Länder darbieten. Europa ist ein großes Phänomen.

Und Sie müssen die alte Welt kennen — Sie sind im Stande, ihre Chifferschrift zu lesen — um die neue zu begreifen."

„Und was soll aus Mary werden, während Mr. Alban alles Das thut?" fragte Jane.

„Ich wünsche, Mary daheim zu behalten, bis sie sich verheirathet," antwortete ihr Vater zärtlich. „Die Frauen müssen vom Geiste ihres Vaterlandes durchdrungen und von der Liebe zu ihm erfüllt sein. New-York und das Gut und unser Vaterland werden für meine Tochter genügen, bis ihr Gatte es für angemessen hält, ihr den Rest der Welt zu zeigen. Die entnationalisirten jungen Damen, die alle ihre heimischen Sympathieen mit der Liebe zu Opern und Bällen und der Pariser Gesellschaft vertauscht haben, sind mir ein Gräuel, Miß Jane. In Europa gibt es eine herrliche weibliche Gesellschaft; aber dort ist sie, eben so wie hier, nur eine lokale und findet sich blos im Schatten."

„Nun, ich weiß nur," antwortete Jane munter, „daß ich, wenn ich Mary wäre, Alban nicht drei ganze Jahre lang allein jenseits des Wassers lassen würde."

„Vielleicht hat sie die gleiche Idee von der Gefahr wie Sie," bemerkte Alban, „ist aber stolz genug, um meine Treue auf die Probe zu stellen."

„Und wenn ihr Verlobter untreu werden sollte," fiel Pater Smith mit seinem höflichsten ausländischen Wesen ein, „so wissen Sie ja, Miß Jane, daß Ihrer Freundin immer noch ein Ausweg offen bleibt."

„Bitte, sprechen Sie nicht davon," sagte ihr Vater hastig, „da die Bedingung, von welcher die Drohung ihrer Mutter abhing, nicht mehr existirt — da ich gestehe, daß die menschliche Natur sündig und die Sühnung nothwendig ist — so hat sicher-

lich meine liebevolle Feindin ihre Feindseligkeit bei Seite gelegt und wird mir gestatten, in unserer Tochter glücklich zu sein. Sie waren zugegen, mein guter Pater — war dies nicht der Sinn ihrer letzten Prophezeiung.“

Der Geistliche lächelte:

„Ah, Monsieur, ich habe Ihnen damals schon gesagt, daß der allmächtige Gott solche Worte nicht unerfüllt bleiben lassen würde. Ich will nicht sagen, daß es eine Prophezeiung gewesen sei; aber die Erfüllung ist merkwürdig — sicherlich merkwürdig. Bemerken Sie aber wohl,“ fuhr der Jesuit fort, „ich sage nicht, daß in dem Vorgefallenen etwas Wunderbares liege. Allerdings ist Manches auf ungewöhnliche Weise zusammengetroffen, aber Alles läßt sich aus rein natürlichen Gründen erklären. Der Traum, welchen Miß de Groot in der Schule gehabt hat, war zum Beispiel wahrscheinlich die Wirkung davon, daß ein kurz zuvor stattgefundenes Ereigniß ihre Einbildungskraft anregte, wozu noch die Unterhaltung über Schutzengel mit ihrer Schulkameradin kam — war es nicht so? Sie werden sagen, daß diese Schulkameradin am gleichen Tage des folgenden Jahres gestorben ist — aber darin liegt nichts Wunderbares,“ meinte der Pater mit einem leichten Lachen und einem Achselzucken. „Die Leute sterben, wie Sie wissen, an allen Tagen im Jahre — an dem einen so gut, wie am andern. Ich gebe zu, daß es eine Fügung des Himmels war, aber Alles, was geschieht, ist eine solche, wie zufällig es auch erscheinen mag. Ich leugne es nicht; wenn Sie nach demselben Prinzipe die Taufe der Miß Mary mit einer gewissen geistlichen Auslegung als ein Zutreffen ihrer Vision betrachten wollen,“ fügte er abermals lächelnd, aber mit größerem Ernste hinzu, „so ist es doch nichts

als ein Zusammentreffen, daß sie gerade an dem prophezeiten Tage stattfand. Das gleiche geheime Walten des Himmels hat durch die gewöhnliche Wirksamkeit von Nebenursachen Beides herbeigeführt — den Traum und die Erfüllung. In Bezug auf die plötzliche Genesung Ihres Vaters, mein liebes Kind, treffen die gleichen Folgerungen ebenfalls zu. Sie werden bemerken, daß in allen Krankheiten dergleichen Krisen nichts Ungewöhnliches sind und wir kennen die Gesetze des Nervensystems, besonders in Krankheitszuständen, zu wenig, um sagen zu können, daß Ihr Vater, der sich wirklich in einem höchst erregten Zustande befand und dessen ganzes Bewußtsein ohne Zweifel auf seine Tochter concentrirt war, nicht auf natürliche Weise durch Sympathie oder durch das Vernehmen unserer Gespräche erkannt habe, daß ihr etwas Ungewöhnliches widerfahren sei."

„Sie glauben an den animalischen Magnetismus, Sir?" fragte Alban.

„Keineswegs; aber eben so wenig bin ich gegen etwas ungläubig, was sich für rein natürlich ausgibt. Ich sage nichts weiter, als daß uns die Gesetze der Natur sehr unvollkommen bekannt sind. Unser trefflicher Freund hier kann durch die Gnade Gottes und in Folge einer direkten Antwort auf unsere unwürdigen Gebete in Gemäßheit der Vermittlung der heiligen Jungfrau genesen sein, und doch aus natürlichen Gründen. Und der Allmächtige, welcher der wahre Urheber aller solchen Wirkungen ist, hat leicht die Heilung gleichzeitig mit der Ausführung einer frommen Kasteiung eintreten lassen können, damit wir ihm den ihm gebührenden Ruhm gewähren sollten."

„Sie geben also zu, daß die Heilung durch unsere Gebete bewirkt worden ist?" sagte Alban.

„Natürlich, mein lieber Freund; Sie halten mich doch nicht etwa für einen Heiden!“ rief Pater Smith oder vielmehr de Mornay, über die Idee lachend.

„Aber es ist ein Umstand vorhanden, Pater,“ fiel Jane, die dieser Erklärung mit großer Unruhe zugehört hatte, ein, „es ist wenigstens ein Umstand vorhanden, der sich nur durch ein Wunder erklären läßt.“

Das Gesicht des Priesters war unerforschlich wie die eiserne Maske, als er antwortete:

„Wissen Sie einen Umstand, mit dem ich nicht bekannt bin, Miß Jane? Ich kann nicht über etwas sprechen, wovon ich nichts weiß.“

Jane erröthete und ihre Freundin ebenfalls, und diese sagte etwas hastig und vorwurfsvoll:

„Es ist am besten, wenn ich von dem, was nur auf meinem Zeugniß beruht, nichts sage. Gott ist wirklich gegen uns Alle sehr gütig gewesen, und das ist genug.“

„Das denke ich ebenfalls,“ entgegnete Pater Smith, indem er einen aus Liebe und Bedauern gemischten Blick auf seine Tochter im Herrn warf.

„Der Umstand, über den Sie eine solche Verschwiegenheit affektiren,“ bemerkte Atherton, „ist durch Katharine im ganzen Dorfe bekannt. Ich für meinen Theil kann mich nicht enthalten, es als eine hohe Gnadenhandlung zu betrachten, daß der einzige Umstand in diesem langen Gewebe von Ereignissen, welcher von irgend einer Person unter uns als ein positives Gebot zu betrachten ist, und zwar als eins, dem zu gehorchen die betreffende Person Bedenklichkeiten fühlen könnte, so attestirt wird, daß sie an der Quelle, aus welcher es kommt, nicht zu zweifeln vermag; und wenn Sie bedenken, Pater,“ fügte er, zu dem Missionär gewendet, hinzu, „wie leicht eine schöne Freundin von uns durch solche Ereignisse hätte verleitet werden kön-

nen, ihren wahren Lebensberuf zu verfehlen und ihr irdisches Glück sowie ihr Seelenheil im Jenseits dadurch zu gefährden, so werden Sie meiner Ansicht beistimmen, daß eine so klare Führung beinahe nothwendig war."

„Achten Sie nicht auf das, was sie sagen," flüsterte Jane in das purpurn gewordene Ohr ihrer Freundin. „Vielleicht werden Sie doch das Verdienst und Glück haben, das beste Theil zu erwählen."

Jane hatte dasselbe nämlich vom ersten Momente ihrer Bekehrung an mit schnell entschlossene Hochherzigkeit selbst erwählt. Und sie brachte ihren ersten Vorsatz mit ruhigem, unaffektirtem Heldenmuthe zur Ausführung. In dem frommen Orden, in welchen sie seitdem getreten ist, gibt es keine Dienerin der Kranken und Armen, keine Braut des ewigen Bräutigams, keine Magd des Herrn, die selbstverläugnender, in frommer Betrachtung und im Gebete eifriger, und doch freudiger, anspruchsloser und für die Schwächen Anderer mitleidiger wäre, als Schwester Mary Katharine.

Sie nimmt für ihre Bekehrung und für das Ergreifen des geistlichen Standes kein Verdienst in Anspruch, denn sie denkt, daß sie zu beiden durch eine Täuschung der Herzensgefühle geführt worden ist; aber ihr Zartgefühl in dieser Beziehung ist eins von den letzten Ueberbleibseln der irdischen Empfindungen, welche die einst so weichherzige Jane behalten hat. Sie redet nie davon und man erfährt ihre Ansichten — denn ihr Orden ist kein in Klausur lebender — nur aus einem Ausdrucke, den sie anzuwenden pflegt, wenn sie von einer jungen Person ihres Geschlechts hört, der ein ähnliches Unglück zugestoßen ist: „Wenn der Seelenbräutigam so rauh wirbt, so ist es ein Zeichen, daß es ihm Ernst ist."

Schluß.

Bis hierher hatten wir geschrieben, und hier wollten wir die Feder niederlegen; aber es wurde uns angedeutet, daß Manche vielleicht ein Verlangen fühlen würden, etwas bestimmter zu erfahren, was aus Alban und Mary de Groot wurde. Es war ursprünglich unsere Absicht, die spätere Laufbahn des Erstern weitläufig zu beschreiben; da wir aber diese Idee aufgegeben haben, so dürfte es wohlgethan sein, sie hier in der Kürze zu geben.

Trotz Allem, was Mr. de Groot sagen konnte, ging unser Held sofort an's Werk, sich zum Meister seines Berufs zu machen. Es war ein Glück, daß er dies that. Nach etwa einem Jahre trat die Reaktion der Landspekulationen und das Sinken im Werthe des Grundbesitzes, dessen sich die Meisten von uns erinnern können, sowie die Krisis von 1836—37 und der Ausbruch der Zinsverweigerungs-Bewegung ein. Die Pächter von Wallahook weigerten sich, ihrem Grundherrn seine Zinsen zu zahlen; sie mißhandelten seine Einnehmer, theerten und federten den Sheriff, welcher das Gesetz in Vollziehung zu bringen suchte, und empörten sich gegen die Militärgewalt des Staates New-York. Endlich führten sie gegen ihren Patron eine

unendliche Menge von rabulistischen Prozessen, die seine Rechte gefährdeten und seine Einkünfte gerade durch das Verfahren, welches er anwenden mußte, um sie zu sichern, aufzehrten. Kurz, die wenigen fruchtbaren Ländereien, welche zu dem Herrengute selbst gehörten, und die klügeren oder ehrlicheren Pächter, die die Verbindlichkeiten, unter denen sie ihre Pachtungen besaßen, gehörig ausführten, waren kaum hinreichend, die Kosten zu bestreiten, die auf einem so alten und großen Besitzthume lasteten, und das Herrenhaus zu erhalten.

Unterdessen blieben in New-York die Zinsen aus einem anderen Grunde unbezahlt und konnten ohne eine Härte, die ein so stolzer Mann wie Mr. de Groot nicht anwenden wollte, nicht in allen Fällen eingezogen werden. Eine ungeheure schwebende Schuld, die von der Erbauung, Möblirung und Ausschmückung seines Hauses herrührte, nahm seine unmittelbaren Hilfsquellen in Anspruch, und endlich war er so unvorsichtig gewesen, während des Schwindels des Jahres 1835 in Papieren zu spekuliren. Es gab in den Jahren 1836 und 37 Zeiten, wo er von dem alten Mr. Atberton Geld entlehnen mußte, um seinen Wirthschaftsaufwand zu bestreiten, und Mary de Groot konnte kein Almosen austheilen, das sie nicht eben so mühsam mit der Arbeit ihrer geschickten Finger verdient hätte, als ob sie die Tochter eines Kaufmannsdieners oder eines kargbesoldeten Buchhalters gewesen wäre. Im Laufe der Zeit wurden die Dinge in mancher Hinsicht noch schlimmer, wie sich diejenigen, die sich der Ereignisse jener entmuthigenden Jahre erinnern, leicht vorzustellen vermögen. Die Kosten der Prozesse machten sich erst ein paar Jahre darauf fühlbar, und

die verschiedenen Miethverluste in der Stadt ordneten sich erst zu einer spätern Periode schließlich zu einem Schrecken erregenden Deficit. Es war so viel Eigenthum vorhanden, daß wirklich nur Geduld nöthig war, um es zu entlasten, und doch schien es, als ob ein bedeutender Theil des New-Yorker Grundbesitzes verkauft werden müsse, um das Uebrige frei zu machen.

Dieser tiefste Punkt der Glücksumstände Mr. de Groot's wurde im Jahre 1839 erreicht. Alban war vor Kurzem zur juristischen Praxis zugelassen worden; er war vierundzwanzig Jahre alt und Mary de Groot beinahe einundzwanzig.

Natürlich muß man diese langen Brautschaften sehr mißbilligen, und es ist die noch am wenigsten unglückliche Wirkung derselben, daß sie der neuen Vertraulichkeit, welche die Ehe zur Folge hat, ihren zarten Flaum rauben. Dies ist besonders da der Fall, wo die betreffenden Personen in einer und derselben Stadt wohnen und sich beständig in dem gleichen Kreise bewegen, und wo die Sitten, wie bei uns, eine solche Vertraulichkeit zwischen Verlobten gestatten.

Wir wollen also eine Scene belauschen, die im Frühling 1839 in der fünften Avenue stattfand.

Es giebt nur wenig schönere Dinge, als einen Frühling in Manhattan, besonders in den schönern Theilen der westlichen Hauptstadt, wo sich massive Gebäude von dunkelbraunem Mauerwerk mit Bäumen und Gärten vermischen. Vor zehn und zwölf Jahren war dies noch nicht zu sehen, aber das herrliche Haus Mr. de Groot's erhob sich damals in einem imposanten Alter von fünf Jahren in seinen stattlichen Steinwänden und Balkons und von vierzig in seinen Obstbäumen und Parkanlagen. In einem Rundfenster —

einem famosen Rundfenster — das die Aussicht auf den Garten gewährte und dessen bunte Flügel geöffnet waren, standen ein Herr und eine Dame in der Blüthe ihrer Jugend. Der Erstere stand ernst mit verschränkten Armen da, die Letztere hatte ihren Kopf an den eichenen Fensterrahmen gelehnt.

„Diese schönen Jahre sind vergangen, um nie wiederzukehren."

„Sie nennen sie schön, obgleich sie von anscheinenden Widerwärtigkeiten so bewölkt und wenigstens für mich durch die Hoffnung stets ruhelos waren."

„So ist das Leben bis an sein Ende — Sie pflegen das selbst zu sagen."

„Sehr wahr, und deshalb ist das Leben eher anregend und interessant zu nennen, als schön."

„Unsere Freundschaft ist schön gewesen."

„Und soll es bleiben."

„Ich fürchte die Veränderung."

„Und ich — blicke ihr mit klopfendem Herzen entgegen, der Zeit, wo ich Sie endlich kennen werde, nicht mehr als die bezaubernde Geliebte, sondern als Gattin; wo der Schleier der Zurückhaltung endlich für mich unter meinem ganzen Geschlechte allein bei Seite geworfen werden soll."

Die Dame schwieg, aber ihre Wange antwortete mit großer Wärme.

„Gewiß," fuhr der junge Mann mit tiefer männlicher Stimme fort, indem er ruhig seine Handschuh zuknöpfte, als ob er über einen Alltagsgegenstand gesprochen hätte, „gewiß haben wir dem ernsten Theile des Lebens entgegen zu blicken, Sie besonders — ich begreife die Größe der Veränderung für Sie, wenn Sie die süße Heimlichkeit und Verschwiegenheit, worin

Sie bisher gelebt haben, aufgeben müssen, um Ihre Gedanken, Ihre Stunden, Ihre Einsamkeit und beinahe sogar Ihre Gebete mit einer andern und noch dazu einer nicht ihrem Geschlechte angehörenden Person zu theilen, einen Andern als Ihren Herrn anzuerkennen, wo Sie bisher die Herrin über sich selbst gewesen sind — ja, es ist ein großes Opfer. Ich wollte, ich könnte es Ihnen ersparen. Ich möchte Sie um Ihren selbstwillen ewig so lassen, wie Sie sind."

Eine schwache Veränderung, welche zwischen einem Beben und einem Lächeln mitten inne stand, spielte auf der Lippe der Dame. Sie pflückte von einer auf dem Fenstersims stehenden Pflanze eine Blume ab und roch daran. Sie wendete sich zu ihrem Liebhaber jedoch mit niedergeschlagenen Augen.

„Nun so leben Sie wohl. Wenn ich heute Nachmittag in das Kloster gehe, um die Zeit meiner Zurückgezogenheit zu beginnen, so werde ich der Schwester Mary Katharine sagen, daß sie mir eine Zelle und ein Gewand in Stand setzen mag, denn ich hätte mir vorgenommen, den Rest meines Lebens dort zu bleiben."

„Leben Sie wohl," antwortete er mit einem leichten Lachen. „Sie können meine Befürchtungen nicht erregen. Ich wünsche Sie nicht anders zu der Meinen zu machen, als nach dem Willen Gottes, und dieser Wille muß erfüllt werden."

Sie bewegte sich auf die Treppenthür zu, die, wie wir uns erinnern, in der Vertäfelung der Vorhalle verborgen war, und wendete sich nur, mit der einen Hand schon auf der Klinke, zu ihm, um ihm die andere zu bieten. Es war die Stelle, wo sie zur Zeit ihres ersten Bekanntwerdens leichtsinnig mit ihm über die angenehmen Diebstähle der Liebenden gescherzt

hatte und darauf über ihre eignen Worte erröthet war — es war die Stelle, wo sie sich einst mit halb entfremdeten Gefühlen und zurückhaltendem Benehmen, dennoch aber nicht so sehr weit auseinander liegenden Herzen getrennt hatten. Eine Fluth von Erinnerungen strömte über sie ein und sie brach in Thränen aus. Der ganze Ausdruck seines Gesichts verwandelte sich augenblicklich. Leidenschaft, Mitleid, Güte verschmolzen sich zu einer tiefen, mannhaften Gluth, die sein Gesicht überzog. Sie wollte entrinnen; aber seine Hand hielt die ihre wie in einem Schraubstocke. Das sechzehnjährige Mädchen hatte diesen Moment vielleicht geahnt, wenn es jene verborgene Treppe hinauflief oder an jener schattigen Ecke des väterlichen Hauses vorüberkam. Sie beugte sich stumm über seinen sie umschließenden Arm zurück, sie erröthete von Thränen benetzt, wie die Rose in einem Sommerregen ihren Kopf senkt; aber die Frauen werden wohl sagen können, ob sie darüber ungehalten war, daß die unterdrückte Liebe von Jahren bei einer solchen Trennung ihre Schranken zersprengte. Ein unendliches Zartgefühl hatte während jener Jahre ihren Umgang so zurückhaltend bleiben lassen, daß die Leidenschaft der Jugend noch ihre ganze erste Frische besaß, welche nur durch den langen Sommer ihrer Schönheit und Güte zur Reife gebracht worden war, und der erste Flaum der Verschämtheit des Mädchens war eben so unberührt geblieben. Aber dies fiel gerade acht Tage vor ihrer Hochzeit vor, und sie sollten sich nicht eher wieder sehen, als bis sie einander am Altare trafen.

Diese Trauung war einem Entschlusse des Bräutigams zu verdanken, welcher die darauffolgenden sechs Jahre über die hohe Genugthuung gehabt hat, seine

Frau und Haushaltung durch seinen eignen entschlossenen Fleiß zu ernähren. Seitdem haben die Dinge eine ganz andere Wendung genommen und die Familien, die de Groots sowohl wie die Athertons, befinden sich seit mehreren Jahren in Europa, wo die Muße, das Studium und das Reisen hoffentlich aus Alban Atherton etwas Großes machen.

Und wenn der lebenslange Besitz eines Wesens, das er als schöne, makellose Jungfrau erhielt, das lebhafteste irdische Bild des Glückes ist — welche Seligkeit muß es dann sein, auf ewig die Schönheit zu besitzen, welche älter ist, als die Berge und die sich selbst im ewigen Himmel mit fleckenloser Schönheit krönt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ende.

Druck von Oswald Kollmann in Rochlitz.